OLZ

XXXVII / 3 MÄRZ 1934

Die „hethitische“ Felsinschrift von Topada.

Von H. Th. Bossert.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen des letzten (2.) Nachtrags von Messerschmidts Corpus Inscriptionum Hettiticarum, im Sommer 1908, wurde die Felsinschrift von Topada von einem Deutschen, Rudolf Franz, der damals in Konstantinopel Hauslehrer war, entdeckt. Franz fertigte von der Inschrift Abklatsche an und schenkte sie Herrn Prof. Güterbock, der sie der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen überwies. Herr Geh. Rat Wiegand ließ im Entdeckungsjahre durch einen türkischen Photographen eine Gesamtaufnahme des Felsens machen. Ein ziemlich ausgeblaßter und in der Mitte durch Falten beschädigter Abzug dieser Erstaufnahme, heute im Besitz von Prof. Götze, liegt dank der Liebenswürdigkeit des Genannten unserer Abb. 2 zugrunde. Die Zeichen selbst sind von mir auf Grund der allerdings nicht ganz vollständigen Berliner Abklatsche und von Photographien eines ebensowenig vollständigen Abgusses, der sich im Museum von Beirut befindet, auf der vergrößerten Aufnahme nachgezogen und dann durchgepaust worden.

Topada oder Topoda — die amtliche Schreibung konnte bis jetzt nicht festgestellt werden — liegt in der Nähe von Newschehir. Eine paphlagonische Stadt Τωβατα oder Τοβατα erwähnt bereits Ptolemäus (V, 4, 5). Die Inschrift ist gegen 3 m hoch und gegen 5 m lang. Über die Form des Felsens unterrichtet die Abb. 2 selbst am besten. Die linken Teile der Zeilen 3—8 biegen im stumpfen Winkel nach hinten, die Zeichen erscheinen daher an dieser Stelle auf der Abb. 2 in Verkürzung. Die in den Fels geritzte Inschrift hat einen Umfang von 8 Zeilen. Die Zeilenhöhe der 1. und 8. Zeile beträgt gegen 60 cm, die der übrigen Zeilen ungefähr 30 cm. Die Inschrift beginnt oben rechts und endet mit der Fluchformel unten rechts. Sie ist bis auf Beschädigungen am oberen und unteren Rande sowie an allen linken Zeilenteilen vollständig erhalten. Nicht sichtbar auf Abb. 2 ist ein kleiner Zusatz, der in Abb. 1 in Zeichnung nach dem Abklatsch wiedergegeben wird. Auch hier beträgt die Zeilenhöhe gegen 30 cm, die Zeilenlänge dagegen nur 90 cm. An

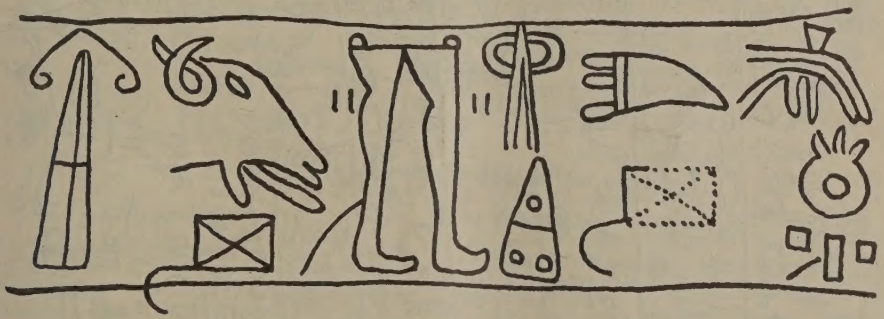


Abb. 1.

welcher Stelle des Felsens diese kleine Inschrift angebracht ist, vermag ich nicht anzugeben, da ich die Inschrift aus Autopsie nicht kenne. Aus diesem Grunde kann ich die vorliegende Veröffentlichung auch nur als vorläufig bezeichnen und gestehe gern, daß einige wenige Zeichen unsicher sind und bei einer Originalüberprüfung durch bessere Lesungen ersetzt werden können. Trotzdem hoffe ich, daß sich der Text im großen ganzen genommen bewähren wird. Viele Wochen habe ich auf das Studium der Berliner Abklatsche verwendet und glaube daher zu einer Veröffentlichung berechtigt zu sein. In der Literatur spielt die Topada-Inschrift erst seit 1932 eine Rolle (vgl. Bossert, Šantaš und Kupapa, 1932 S. 39 Anm. 2). Doch war, worauf mich Prof. Götze aufmerksam macht, bereits 1921 (Syria II S. 200) auf die Inschrift hingewiesen worden.

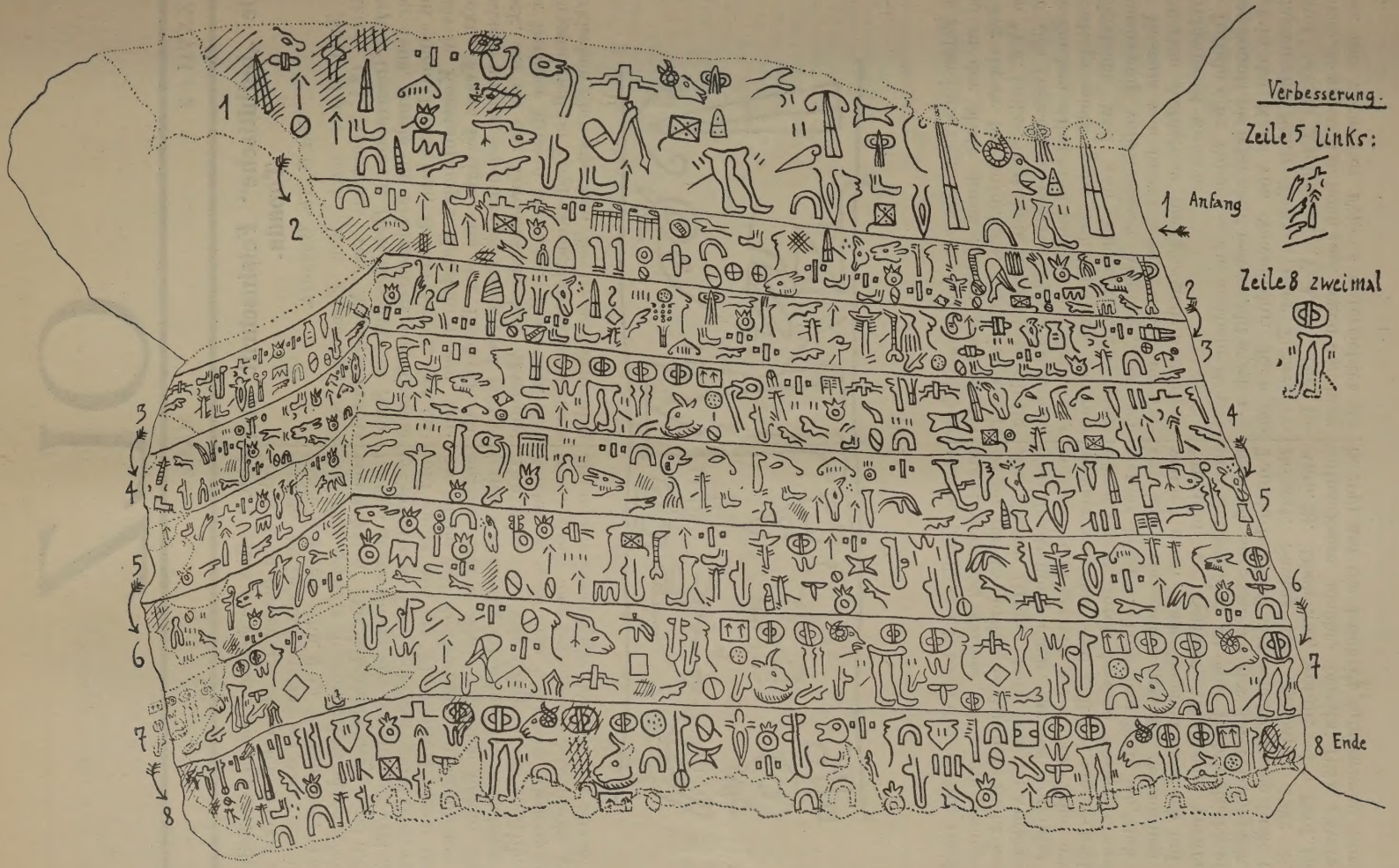

Verbesserung.
Zeile 5 links:
1 Anfang
Zeile 8 zweimal
1
2
3
4
5
6
7
8 Ende

Abb. 2.

Damals befanden sich Abklatsche der Inschrift im Museum zu Adana, ein Abguß der Inschrift war für das Louvre bestimmt, ist jedoch, wie ich feststellte, nie dahin gelangt und wird wohl mit dem Abguß in Beirut identisch sein, von dem ich durch die freundliche Vermittlung Direktor Andraes Kenntnis und Aufnahmen erhielt.

Auf die Bedeutung der Inschrift für die Geschichte und Entzifferung der hethitischen Bilderschrift möchte ich einem Wunsche Prof. Ehelolfs folgend hier nicht eingehen. Erwähnt sei dagegen, daß die von Prof. Hans Rott in Suwasa, westlich von Newschehir, entdeckte Steininschrift, die von Messerschmidt in den Rottschen Kleinasiatischen Denkmälern 1908 (S. 175f.) veröffentlicht wurde, nach Schrifteigentümlichkeiten wie nach Königs- und Götternamen eng zur Topada-Inschrift gehört (vgl. A.f.O. VIII, 1933, S. 303 Abb. 5 Nr. 15—17). Leider sind die Photographien der Suwasa-Inschrift, wie mir Prof. Rott mitteilt, bei der Besetzung Straßburgs durch die Franzosen 1918 abhanden gekommen, so daß mir eine Verbesserung der ungenügenden Messerschmidtschen Zeichnungen (Abb. 3a und b) vorläufig nicht möglich ist.

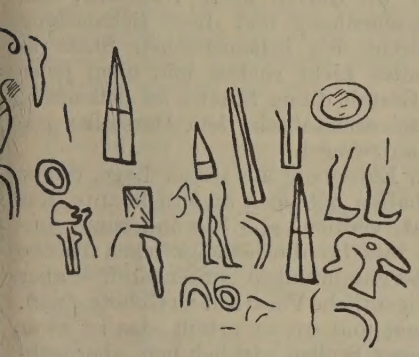
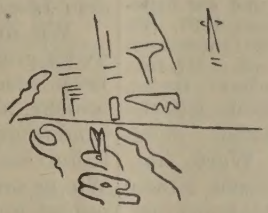


Abb. 3a.



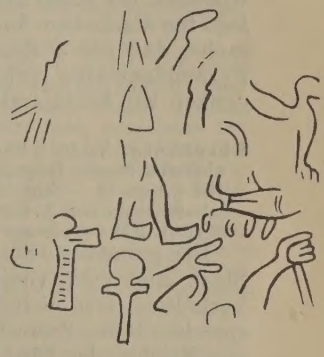


Abb. 3b.

Besprechungen.

Allgemeines.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15., völlig neubearb. Aufl. von Brockhaus' Konversations-Lexikon. Bd. VI—XVI. Leipzig: F. A. Brockhaus 1930—32. (792; 796; 796; 784; 800; 788; 800; 848; 792; 792; 792 S. m. Abb., Taf. u. Ktn.) 4°. Je Lw. 23.40; Hldr. 28.80. Angezeigt von W. Wreszinski, Königsberg. Pr.

Seit der vorigen Anzeige (OLZ 33, 7) sind 11 Bände erschienen, die von dem durch die Zeitbewegungen unberührten stetigen Fortgang des Unternehmens Zeugnis ablegen und uns zuversichtlich erwarten lassen, daß es nicht wie so manche andere stecken bleiben wird. Was seinerzeit zu den ersten Bänden gesagt worden ist, trifft auch für die neu vorliegenden zu: die größeren Artikel sind meistens zu erster Information völlig zureichend, und immer auf den neusten Stand des Wissens gebracht, wie leicht aus dem angefügten Literaturverzeichnis zu ersehen ist, daneben findet man unter einer Fülle von Einzelstichwörtern genauere Auskunft. Die Karten sind meist sehr gut, zum Abbildungsmaterial habe ich mich schon früher grundsätzlich geäußert.

Meyer, Eduard: **Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens.** Nachtrag zum ersten Bande der Geschichte des Altertums. 2., erw. Aufl., bearb. von Dr. Hans Erich Stier. Stuttgart: J. G. Cotta 1931. (VII, 74 S.) 8°. RM 2.70. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Dieser Nachtrag zum ersten Bande der Geschichte des Altertums erscheint hier zum zweitenmal, ein Zeichen seiner Brauchbarkeit. Der Herausgeber hat vernünftigerweise Meyers Text unverändert gelassen mit Ausnahme des polemischen Nachtrags am Schlusse, da Christian, gegen den M. sich damals wandte, seine Aufstellungen ausdrücklich zurückgenommen hatte. Dafür sind S. 70—74 eine ganze Reihe von Nachträgen hinzugekommen, ein Zeichen, wie auf diesem Gebiete das Material sich fortwährend gemehrt hat und alles noch im Fluß ist; die Ausgrabungen von Ur und Warka werden vielleicht noch weitere Korrekturen nötig machen. Zu beachten ist Stiers Anm. zu S. 36ff (S. 73), daß eine ganze Reihe der neuerdings durch Ausgrabungen bekannt gewordenen Könige sich nicht auf den Listen finden. Dem Ägyptologen erscheint das nicht befremdlich, die ägyptischen Denkmäler lehren uns eine Menge Namen, die sich in keiner der äg. Königslisten finden, ein Zeichen, wie die Königslisten zu beurteilen sind. Im übrigen herrscht heute in der babylon.-assyrischen Chronologie an-

scheinend das Prinzip, möglichst niedrige Daten zu gewinnen, sehr im Gegensatz zu einer noch gar nicht weit zurückliegenden Vergangenheit.

Auch bei den Ägyptologen herrscht das Bestreben, von den früheren Riesenzahlen, wie sie von Borchardt wieder aufgenommen wurden, zurückzukommen, das Wichtigste bleibt Scharffs meines Erachtens nur zu berechtigter Versuch, die Anfänge des ägyptischen Kalenders um eine volle Sothisperiode gegen Meyer herunterzusetzen. Die Einführung des Kalenders wird erst um 2781/76 (an Stelle von 4241/36) anzusetzen sein, sie ist erst in der Glanzzeit des Alten Reiches erfolgt. Die Grundlage für den hohen Ansatz Meyers war die Tatsache, daß die 5 Epagomenen bereits in den Pyramidentexten vorkommen; über deren Alter denken wir heute anders.

Ehrenberg, Victor: **Der griechische und der hellenistische Staat.** Leipzig: B. G. Teubner 1932. (II, 104 S.) gr. 8°. = Einleitung in die Altertumswissenschaft, hrsg. von A. Gercke u. Ed. Norden. III. Bd., 3. Heft. RM 5 —. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Der griechische Staat und der hellenistische Staat sind zwei verschiedene Gebilde, deren Verhältnis sich nicht mit einem Worte aussprechen läßt. Zwar haben griechische Kräfte den Reichen der Diadochen die Staatsform gegeben; was die Makedonen beitrugen, darf eine allgemeine Überschau den Griechen zuschlagen. Aber den Grund im wörtlichen Sinne, den Stoff, der schon gebildet und nun neu zu bilden war, Menschen, Sitten, Glauben und Wirtschaft, bot der Orient, und wer einen kurzen Ausdruck sucht, mag allenfalls sagen, die Gestalt dieser Staaten sei hellenisch, ihr Inhalt orientalisch. Freilich wird dieser Ausdruck der Wirklichkeit nicht gerecht, denn sie besteht gerade in der Durchdringung der hellenischen und der orientalischen Kräfte. Wer den hellenistischen Staat darstellen will, kann von den Hellenen, aber auch von den Orientalen ausgehen, und je nachdem wird er sehr verschieden sehen und urteilen. Ehrenberg kommt vom griechischen Staate her, gewiß veranlaßt durch die Aufgabe, für die Jünger der sogen. klassischen Altertumswissenschaft zu schreiben, aber auch aus einem tieferen Grunde. Heute noch dürfte es schwer sein, das Wesen des Pharaonenstaates, des babylonischen, assyrischen, hethitischen Reichs oder der persischen Großmacht klar genug zu erfassen, um von hier aus die Entstehung und Art der hellenistischen Königreiche aufzubauen; wieweit kleinere Gebilde, die Lyder, die Israeliten oder andere, etwas lehren könnten, liegt noch viel weniger auf der Hand. So reich auch die Quellen sind, soviel auch noch immer sich auftut, noch manches Jahr wird vergehen, bevor man es unternehmen kann, die Reiche des Alten Orients als Staatsgebilde zu verstehen und darzustellen. Ohne von den Griechen zu lernen, wird man es nicht vermögen, denn sie haben zuerst über das Wesen des Staates nachgedacht, sie haben die großen Linien der Betrachtung gezogen und die entscheidenden Fragen gestellt. Deshalb tut Ehrenberg wohl daran, die Behandlung des hellenistischen Staates an die des griechischen anzuschließen, ja, es ist heute noch der einzige Weg, der über eine mehr oder weniger gegliederte Häufung mannigfaltigen Stoffs hinausführt zu wesentlicher Einsicht. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß dieser Zusammenhang und diese Behandlung von vornherein den hellenistischen Staat in ein bestimmtes Licht rücken und eben jenes Urteil, die Gestalt dieses Staates sei hellenisch, ihr Inhalt sei orientalisch, dem Darsteller wie dem Leser aufzwingen.

Wie nun Ehrenberg aus dieser Lage, die er weder geschaffen hat noch ändern konnte, das Beste macht, verdient alle Bewunderung, umsomehr, als ihm für die hellenistischen Reiche wohl tausend Sammlungen bunten Stoffes, aber kaum eine eigentliche Vorarbeit zu Gebote stand. Wie er ordnet und wie er urteilt, das ist zwar nur an wenigen Stellen wirklich neu, aber selbständig ist es doch in der gedrängten Fassung, in der vergleichenden Schau über alle hellenistischen Reiche und in dem Willen, den Staat als solchen herauszuarbeiten. Gerade diese Möglichkeit und dies Ziel folgen aus der vorausgehenden Schilderung des griechischen Staates.

Dies Nebeneinander lenkt den Blick sogleich auf den ungleichen Stand der Quellen; vom griechischen Staate wissen wir gut Bescheid, soweit es sich um die Verfassung handelt, während wir aus den hellenistischen Reichen zahllose Einzelheiten über Verwaltung, Steuern, Wirtschaft kennen; was dort fehlt, findet sich hier und umgekehrt. So fällt auch auf den griechischen Staat manches Licht vom Hellenismus her, nicht so, als dürfte man übertragen und erschließen, wohl aber insofern, als Bekanntes und Bezeugtes besser verständlich wird und vor allem neue Fragen herausspringen. Beide Teile gewinnen aus solcher Verbindung.

Da die Leser dieser Zeitschrift sich mit dem Orient beschäftigen, geht sie in erster Linie der hellenistische Staat an, und zwar nicht nur, soweit er für den Orientalisten überall die sog. „Spätzeit" bedeutet, sondern noch vielmehr, weil von hier aus allein die Forschung dem Wesen der alten orientalischen Reiche näher kommen kann, eben jener Aufgabe, die noch nicht gelöst ist und doch einmal gelöst werden muß. Ehrenberg würde es gewiß als seinen besten

Erfolg ansehen, wenn seine Arbeit dazu antriebe und so über sich selbst hinausführte. Jedenfalls leitet sie künftiger Forschung einen Stoff zu, der sonst nur wenigen Fachleuten zugänglich und keinem wirklich übersichtlich war, eine durchdachte und geordnete, knappe und klare Grundlage, die bisher gefehlt hat. Wenn es erlaubt ist, diesem wohl gelungenen Werke eine Bitte an seinen Verfasser mit auf den Weg zu geben, so möchte ich wünschen, daß bei einer neuen Bearbeitung, die gewiß bald nötig wird, die Sprache schlichter und durchsichtiger werde, damit der Gedanke noch reiner erscheine; freilich weiß ich selbst am besten, wie schwer es ist, bei solchem Gegenstande keine unbestimmte oder unscharfe Wendung durchzulassen. Möge Ehrenbergs „Staat" vielen so förderlich werden wie mir.

Schulten, Prof. Dr. Adolf: **Masada.** Die Burg des Herodes und die römischen Lager. Mit einem Anhang: Beth-Ter. Mit Karten und Plänen von Generalmajor a. D. Dr. Adolf Lammerer u. Beiträgen von A. Lammerer, R. Paulsen, K. Regling, E. Schramm. Leipzig: J. C. Hinrichs 1933. (VII, 184 S., 14 Taf., 28 Plänen.) 8°. = Sonderdruck a. „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins", Bd. 56. RM 15—. Bespr. von G. Brüns, Göttingen.

Schulten legt hier mit schöner Pünktlichkeit das Ergebnis einer vierwöchigen Expedition vor, die er im März 1932 zur Untersuchung der südlichsten und stärksten der herodischen Burgen und ihrer römischen Einschließungswerke in die Wüste Juda unternommen hat.

Die eindrückliche Schilderung, die Josephus im 7. Kap. seines jüd. Krieges von der schauerlichen Schlußepisode des jüdischen Freiheitsringens, dem heroischen Verzweiflungstod der letzten 960 sikarischen Masadaverteidiger und dem zielbewußt-rücksichtslosen Belagerungsangriff der Römer auf dieses letzte und festeste Bollwerk jüdischen Widerstandswillens gegeben hat, ließ menschliches und wissenschaftliches Interesse schon immer sich mit dem Schauplatze dieses tragischen Geschehens beschäftigen. So ist M. besonders von engl.-amerik. Reisenden zwar häufig aufgesucht, niemals jedoch gründlicher untersucht worden. V. Domaszewski hat nur einen Tag daran verwandt, und die auf Aufnahmen der Royal Air Force beruhende Arbeit von Hawkes bedeutete zwar einen Fortschritt, konnte aber Autopsie nicht ersetzen. Für Sch. hatte M. längst als die einzigartige Parallele zur Circumvallation von Numantia besonderes Interesse gewonnen, welches durch den hervorragenden Erhaltungszustand noch gesteigert wurde. Durch die Bereitstellung der erforderlichen Mittel seitens des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas und des Nürnberger „Sonderfonds für die Universität Erlangen" konnte sich Sch. nunmehr nach Abschluß seines großen Numantiawerkes diesem zweiten, dem palästinensischen „Numantia" zuwenden.

Wir verstehen es darum, wenn sich die deutsche Expedition auch hier in erster Linie den römischen Anlagen zugewandt hat, und ihre Behandlung das Kernstück des vorliegenden Werkes bildet, während die gegnerische Seite demgegenüber stark zurücktritt, wie sich das am besten schon in der Verteilung der Zeit ausspricht: von den vier Wochen wurden nur zwei Tage auf die jüdische Burg verwandt. Leider, — denn unsere Kenntnis der herodeischen Bauwerke ist so mangelhaft, daß wir gerne eine eingehende Untersuchung der Burg gesehen hätten. Darum werden wir aber alles das, was Sch. in der kurzen Zeit für die Burg gewonnen hat, um so freudiger begrüßen. Schon die annähernd vollständige topogr. Burgaufnahme ist eine Leistung und eine Grundlage, auf der weitergearbeitet werden kann. Bei der Burguntersuchung macht es sich am stärksten fühlbar, daß Sch. auf Grabungen bei seiner Expedition verzichten mußte, — einige winzige Schürfungen sind nicht der Rede wert. — Ohne Zuhilfenahme des Spatens konnte natürlich für die früheren, vorherodeischen Stadien der Burggeschichte wenig neue Aufklärung gewonnen werden. Nach unseren deutschen Burgenerfahrungen werden wir aus den vereinzelten neolithischen Funden von M., die Sch. um eine Pfeilspitze vermehrt hat, kaum Rückschlüsse auf eine so frühe Benutzung der Burg wagen dürfen. Ob wirklich, wie Josephus berichtet, der Makkabäer Jonathan der erste war, der M. den Namen gegeben (מצדה = Felsen-Feste), es zur Burg ausgebaut hat, ist immer noch nicht endgültig erwiesen. Zwar läßt sich die Tatsache, daß die Expedition Sch.'s die vorzügliche Berichterstattung und bekannte Zuverlässigkeit des jüd. Historikers in allen seinen Angaben über M. wieder bestätigt, dafür ins Feld führen. Fraglich bleibt es auch, ob man in dem sog. „kleinen Palast" den Palast dieses Jonathan vor sich hat, — höchstwahrscheinlich gehört auch er in die Reihe der herod. Bauten. Und schließlich für die Zeit der harten, aber vergeblichen parthischen Belagerung, in der doch M. schon als der festeste aller Plätze bezeichnet wird, haben wir immer noch keinen einzigen Anhaltspunkt! Das einzige Zeugnis aus diesen Kämpfen scheint ein unter dem Lager B. liegendes älteres, schwer erkennbares Lager zu sein, auf dessen auch nur oberflächliche Untersuchung Sch. verzichtet hat, was wir bedauern, da wir so wenig Lager gerade aus dieser Zeit kennen. Wichtig für die Erkenntnis der herod. Anlage ist es, daß Sch. die Bauten späterer Zeit, die so viel Verwirrung angerichtet haben, erkannt und ausgeschieden hat, neben den arabischen und Kreuzfahreranlagen vor allem eine Kirche — wohl des 5./6. Jhdts. —, die man bisher stets für einen Teil des herod. Palastes angesprochen hatte. Wohl in ihrer zerstörenden Wirkung erwähnt, sonst aber völlig unberücksichtigt und unbeschrieben bleiben die für die Geschichte M.s nach der Zerstörung nicht unwesentlichen zahlreichen Eremitenwohnungen des früheren Mönchtums, die für die kirchengeschichtliche Forschung ein immer steigendes Interesse gewinnen. Es ist zu wünschen, daß auch sie in Zukunft allgemein mehr Beachtung finden, als bisher in derartigen Publikationen üblich gewesen ist. Von den herod. Anlagen konnte Sch. das Gebäude auf der Spitze, bisher als Kaserne oder Palast gedeutet, als Magazin festlegen, wobei man allerdings schwerlich die römischen horrea vor Numantia heranziehen dürfen wird. Den Palast des Herodes erkannte Sch. in einer bisher übersehenen Ruine eines offenbar gewaltigen Prachtbaues. Wichtig für unsere Kenntnis hellenistischer Befestigungskunst ist die gewaltige, das gesamte Bergplateau umziehende, 5—6 m dicke, aus roh behauenen Kalksteinblöcken ohne Mörtel zusammengesetzte Mauer mit innen angesetzten Türmen und mächtigen, an Tiryns und Karthago erinnernden Kasematten. — Das in so kurzer Zeit gewonnene reiche Ergebnis läßt uns bedauern, daß Sch. seine

Absicht, auch die herod. Burg Macheira zu besuchen, nicht hat durchführen können, sollte aber vor allem auch dazu anregen, nun endlich einmal das unmittelbar vor den Toren Jerusalems liegende, und darum der Untersuchung so viel weniger Schwierigkeiten bietende Herodeion in Angriff zu nehmen. Dann würden wir nicht nur M. besser beurteilen können, wir würden auch ein besseres Verständnis für des Herodes rege und bedeutsame Bautätigkeit und ein wichtiges Glied in der hellenistisch-römischen Baugeschichte gewonnen haben.

Vor dieser jüd. Bergfeste haben die Römer das aus der griechischen Poliorketik übernommene Cernierungssystem zu erstaunlicher Entfaltung gebracht. Mit der vollständigen Absperrung, die durch eine 4500 m lange, mit der uns vom deutschen Limes bekannten römischen Rücksichtslosigkeit über steilste Hänge und Tiefen geführte Circumvallationsmauer erreicht wurde, begnügte man sich nicht. Daneben kommt auch der Angriff zu einer riesenhaften, in frührömischer Zeit noch undenklichen Entfaltung: von Lammerer schreibt den Abschnitt über den gewaltigen Angriffsdamm, und die Zeichnung des Belagerungsturmes wird von sachverständigster Hand, durch Exzellenz Schramm beigesteuert. Die sich hier zeigende Entwicklung innerhalb der röm. Poliorketik, von dem früheren lediglich passiven Aushungerungssystem (Karthago) bis zur aktiven Angriffsbelagerung, deren Höhepunkt M. bedeutet, hätte dargestellt werden können. — Der Hauptgewinn aus der Aufnahme der römischen Lager entfällt zweifellos auf unsere Kenntnis ihrer Inneneinrichtung, für die wir bisher in der Hauptsache auf einige englische Kastelle angewiesen waren, da unsere deutsche Limesforschung hier versagt, nicht so sehr aus Verschulden einzelner, wie Sch. denken möchte, sondern weil man sich bei der gigantischen Größe der Aufgabe fast überall auf die Ermittlung des Prätoriums beschränken mußte, um wenigstens das Wesentlichste in der verfügbaren Zeit und mit den verfügbaren Mitteln festzustellen. Im ganzen deckt sich die innere Anlage mit der Lagerbeschreibung Hygins; aus dem gewohnten Rahmen fällt heraus das offenbare Vorkommen von sonst nicht begegnenden Dekurienkasernen, die Anlage von Feuerstellen vor, anstatt in den Zelten, und vor allem die merkwürdigen, aus dem griechischen Osten stammenden, sonst nie vorkommenden Zelttriklinien in den Mannschaftszelten. Nicht überzeugend erscheint mir die Vermutung Sch.s, Silvas Hauptquartier habe zunächst im Lager B gelegen, da dort neben auguratorium und praetorium noch ein Gebäude liegt, das Sch. nach einer einzigen Parallele in Numantia — eine englische ist sehr zweifelhaft — als tribunal deuten zu können meint. Richtig werden die 2 größeren Lager gegen Hawkes als Lager für je eine halbe Legion, die 6 kleineren als Cohortenlager eingeschätzt. Mit 2 ha bzw. 0,2 ha sind sie auch für Feldlager geradezu ungewöhnlich klein, die kleinsten ihrer Klasse, die uns bisher überhaupt bekannt sind, verständlich nur, weil man sich, was auch das geringe Intervallum in allen Lagern beweist, für kurze Zeit und darum so raumsparend wie nur möglich eingerichtet hat. Alles andere stimmt überein mit dem uns wohl bekannten Typus des offensiven Feldlagers vorhadrianischer Zeit: das Fehlen der für die Defensivbauten charakteristischen Türme, die seit Cäsar zur Regel gewordenen abgerundeten Ecken, die oblonge Form, die auch auf dem felsigen Boden immer nach Möglichkeit angestrebt ist, und die Sch., ebenso wie den agger, von den Assyrern zu den Römern gelangt sein läßt, und schließlich die für diese Zeit typischen claviculae, die hier zum ersten Mal auch im Orient begegnen. Wenn wir diese claviculae M.'s mit denen des mitten im freien Germanien gefundenen Lagers von Kneblinghausen vergleichen, denke ich, wird der Schluß nicht fern liegen, daß auch schon in dieser Zeit das römische Befestigungswesen nach einheitlichen, von zentraler Reichsinstanz vorgeschriebenen Normen geleitet wurde, wie es uns für die spätere Zeit, für die diese Erkenntnis die Grundlage der chronologischen Bestimmung bildet, erwiesen scheint, auch wenn natürlicherweise den örtlichen Bauleitern eine gewisse eigene Freiheit zugestanden werden mußte. Für die zeitliche Auswertung der claviculae verweise ich auf die Untersuchung U. Kahrstedts, die soeben in den Bonner Jhrb. Heft 138 (1933) S. 144 ff. erschienen ist. Bei der Behandlung des einen nicht zu den übrigen gehörenden Kastellchens mit allen Anzeichen der Spätzeit (peripherische Lagerung der Kasernen ringsum am Wall, Überladung mit Türmen, freiem Raum in der Mitte, typischem Einbau in das zu große alte Lager, dessen claviculae übernommen wurden) zeigt sich, wie sehr unsere Erkenntnis des späten römischen Befestigungswesens gegenüber dem der hohen Kaiserzeit im Rückstand ist: wir müssen uns mit der üblichen Datierung „diokletianisch", was meistens nicht mehr heißt als „spät", begnügen. Wohl aber gibt erfreulicherweise der von Alt entdeckte und kürzlich untersuchte „Limes Palaestinae" die Möglichkeit, dieses Lager in einen größeren Zusammenhang zu bringen: man wird nicht fehlgehen, wenn man in M. die zwangsmäßig zu fordernde Fortsetzung dieses Limes nach Osten, von Chermula-Moleatha zum Toten Meer hin, sieht. Es ist ferner, namentlich da es so selten geschieht, ein nicht zu unterschätzender Vorzug der Arbeit Sch.s, daß er seine entwicklungsgeschichtlichen Schlüsse nicht lediglich aus dem ärchäologischen Material aufbaut, sondern auch die literarischen Quellen reichlich benutzt, deren Wichtigkeit für die Lagerforschung Fabrizius (B. J. 118. S. 54) betont hat und die namentlich für die Spätzeit noch völlig unzulänglich herangezogen sind. Richtig wird Hygin in die Zeit kurz vor der tiefgreifenden Heeresreform Hadrians gesetzt. Bei Vegetius sind die Ergebnisse Sanders und Steins unberücksichtigt geblieben.

Alt und Strathmann haben vor kurzem in Palästina noch Überreste einer anderen römischen Blockadelinie aus dem Jahr 135 n. Chr. aufgezeigt, die sich um die kleine jüdische Burg Beth-Ter unweit Jerusalem herumzieht. Schulten hat sie untersucht, aber über Alt hinaus nichts wesentlich Neues feststellen können. Die jüdische Burg wurde hier ganz von der Untersuchung ausgeschlossen. Von den römischen Lagern konnte auffallenderweise trotz allen Bemühens auch nicht eine Spur gefunden werden! Dieser auch in M. drohenden Zerstörung sind die M.-Lager nun durch Sch. und den deutschen Verein zur Erforschung Palästinas, dessen erste größere Unternehmung nach dem Kriege M. darstellt, und der trotz der Ungunst der Zeit zu seinem Expeditionsanteil auch noch die Kosten der vorliegenden, durch viele Pläne und reiches Abbildungsmaterial ausgestatteten Publikation übernommen hat, für uns auf immer entrissen. Wenn innerhalb einer so kurz bemessenen Zeit so viel geschafft werden konnte, so verdanken wir es der auf dem ähnlichen Boden Spaniens erworbenen großen Erfahrung und der Zusammenarbeit Sch.s und von Lammerers und der guten Vorbereitung durch eine Vorexpedition des Theologen Borée. Das Ergebnis bedeutet ein erhebliches Vorankommen auf dem Wege zu der von den Engländern so ersehnten "history of castellet-

architecture". An die beiden großen Namen Alesia und Numantia reiht sich in Zukunft ein dritter: Masada.

Ägyptologie.

Hölscher, Uvo: **Excavations at ancient Thebes 1930/1.** Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1932]. (VII, 65 S., 4 Taf., 41 Abb.) gr. 8°. = Oriental Institute Communications, No. 15. $ 1 —. Bespr. von A. Scharff, München.

In OLZ 1932, 553 wurde der letzte Vorbericht der großen amerikanischen Medinet-Habu-Unternehmung angezeigt. Der neue Bericht schließt daran an und meldet die Grabungsereignisse im Winter 1930/31, die diesmal auch das Ramesseum betreffen. Hölscher versteht es wieder vortrefflich, in seiner knappen, klaren Art uns das Geleistete und die sich daran knüpfenden Probleme vorzulegen. Es handelt sich diesmal weniger um einen geschlossenen Grabungskomplex, sondern um kleinere Untersuchungen, die das bisher gewonnene Bild ergänzen sollten.

Der Gesamtplan (S. 3) ist nun auch nach Westen hin gefüllt worden, und es bleibt nur mehr die westliche Toranlage der Umfassungsmauer zur Untersuchung übrig. Vor dem nach Osten zu gelegenen sogenannten Hohen Tor ist ein teichartiges Wasserbecken freigelegt worden, das mit dem Nil in Verbindung stand; Ramses III. konnte also bei richtiger Regelung des Wasserstandes zu Wasser bis Medinet Habu gelangen. Das vor 33 Jahren erstmals von Hölscher aufgenommene Hohe Tor ist erneut untersucht worden, wie neue Grundrisse der einzelnen Stockwerke zeigen. Die Amerikaner bezeichnen das Torgebäude jetzt als „fortified gate", wobei aber immer daran zu denken ist, daß es nur eine Scheinfestung war und daß die oberen Räume dem Aufenthalt des Königs im Kreise seiner Haremsdamen dienten; neue Teilaufnahmen dieser reizenden Reliefs finden sich auf S. 16/7. H. vertritt mit Recht den Standpunkt, daß trotz dieser Bilder hier nicht die Haremsräume selbst zu suchen sind, sondern daß diese dicht beim Palast lagen. — Auch das berühmte Erscheinungsfenster im ersten Hof des Tempels ist aufs neue untersucht worden, und H. gibt Rekonstruktionen seiner beiden, einander gefolgten Anlagen (Taf. III/IV, vgl. dazu Äg. Ztschr. 67, 43). Die jüngere Anlage soll nach H. aus einer hölzernen Estrade auf einem Steinsockel bestanden haben, die bis zu den Säulen vorgeführt war, so daß also der König freien Blick über den Hof hatte, den ihm bei der ersten Anlage die Säulenreihe verwehrte. Ästhetisch muß allerdings diese Holzestrade den Raumeindruck stark beeinträchtigt haben. Auf S. 28 ist ein feines Reliefbruchstück abgebildet, das den König bei der Spendenverteilung auf dem Balkon zeigt und namentlich in der Handhaltung ohne Amarnaeinfluß nicht zu verstehen ist. — H. gibt dann einen Überblick über die Funde nach der 20. Dyn., von denen hier nur der Steinsarkophag eines sonst nicht weiter bekannten Königs Harsiese aus der Libyerzeit zu erwähnen ist; der Deckel zeigt statt des Menschenkopfes einen Falkenkopf, möglicherweise wegen des mit Horus gebildeten Namens des Besitzers (S. 35); der Sargtrog selbst aber gehörte nach einer Inschrift darauf einer Gemahlin Ramses' II., ist also bei irgendeiner Grabräuberei ans Tageslicht gekommen und nach Jahrhunderten von Harsiese wiederbenutzt worden (S. 36). Eine gute Photographie gibt das schon von Daressy aufgerichtete Tor des römischen Kaisers Domitian wieder (S. 45).

Beim Betrachten des Gesamtplans fällt es auf, daß die lange nördliche Umfassungsmauer nach Westen zu stark eingezogen ist. Eine Voruntersuchung ergab, daß hier ein älterer, später nahezu völlig abgerissener Tempel gelegen hat, dessen Erbauer König Eje war und den der Usurpator Haremhab mitbenutzt und erweitert hat. Dieser höchst wichtige Befund ist erst im darauffolgenden Winter weiter geklärt worden[1]. Bei der Voruntersuchung kamen zwei wundervolle Statuenkolosse von 3½ m Höhe aus rötlichem Sandstein zutage, die Tutanchamun darstellen, aber von Haremhab — und wohl schon von Eje vorher — durch Änderung des Namens usurpiert worden sind (S. 52). Historisch wichtig ist eine hieratische Inschrift, aus der hervorgeht, daß Haremhab im 27. Jahre den Tempel des Eje betreten hat. Mit großer Wahrscheinlichkeit beziehen sich diese 27 Jahre auf die seit dem Tode Amenophis' III. verstrichene Zeit, als dessen ordnungsmäßigen Nachfolger sich Haremhab betrachtet; so wäre ein neuer Anhaltspunkt für die Dauer der Ketzerzeit von Echnaton über Tutanchamon bis Eje gegeben, nämlich 27 Jahre, denn Haremhab hat sicherlich bald nach Eje's Tod dessen Tempel in Besitz genommen und mit seiner Erweiterung begonnen. Wenn man mit Ed. Meyer 1370 als letztes Jahr Amenophis' III. annimmt, käme man auf Grund der neuen Inschrift auf 1343 als das Jahr, in dem Haremhab den Tempel des Eje annektiert hat und das aller Wahrscheinlichkeit nach sein erstes gewesen ist. Dies stimmt mit den bisherigen Ansätzen, vor allem bei Ed. Meyer G. d. A. II 1 S. 413, aufs beste überein.

1) Vgl. Näheres in Hölscher, Medinet Habu. Morgenland Heft 24, S. 44 ff.

Schließlich wurde eine kleine Sondergrabung im Ramesseum ausgeführt, das noch nie architektonisch gründlich untersucht worden ist und in Anlage und Ausschmückung als Vorbild für Medinet Habu zu gelten hat. Sehr lehrreich ist die Gegenüberstellung der Grundrisse des Palastes Ramses' II. im Ramesseum und des ersten Palastes in Medinet Habu, die sich in vielem genau entsprechen, nur ist der Ramses II.' in Einzelheiten reicher (S. 56/7). Neu ist für das Ramesseum die Feststellung eines kleinen Gedächtnistempels für den Vater Ramses' II. König Sethos I. (S. 59).

Man sieht aus dem Vorstehenden, welche Fülle neuer Erkenntnisse uns wieder aus dieser mustergültigen Ausgrabung Hölschers entgegengebracht wird. Unser Dank dafür gilt ihm und dem Oriental Institute der Universität Chicago, das Jahr für Jahr diese Ausgrabung großen Stils aufrecht erhält.

Nachtr. b. d. Korr.: Die Angabe des 27. Jahres Haremhabs kann nicht in dem oben angedeuteten Sinne verwertet werden, da nach dem jüngst erschienenen 3. Bd. von Carter, Tutenchamun (S. 38) für diesen 9 Jahre belegt sind und somit der Zeitraum vom Antritt Echnatons bis zum Antritt Haremhabs mindestens 31 Jahre umfaßt hat, also etwa 1370—1339 v. Chr.

Piper, Hartmut: **Der gesetzmäßige Lebenslauf der Völker Altägyptens.** Leipzig: Theodor Weicher 1933. (XVIII, 170 S.) gr. 8°. = Die Gesetze der Weltgeschichte. Völkerbiologie. II. Abt.: Völkerbiographie und -biologie der Menschheit, 3. Teil: Der vordere Orient. 1. Bd. RM 4.20. Angez. von H. Bonnet, Bonn.

An der Geschichte des alten Ägypten sucht der Verf. die völkerbiologischen Gesetze zu erweisen, deren Aufdeckung er als sein Verdienst in Anspruch nimmt. Das Urteil über sein Buch wird daher entscheidend von der Stellung zu seiner Geschichtsauffassung betroffen. Es täte darum wohl not, sich vorerst mit dieser auseinanderzusetzen. Ich fühle mich dazu nicht berufen und darf es auch unterlassen, da sich die Kritik schon beim Erscheinen der früheren Teile des Werkes genugsam mit den Thesen des Verf.s beschäftigt hat. So mag es genügen, ihre Anwendung auf die ägyptische Geschichte kurz zu kennzeichnen.

Für diese liegt ja die Betrachtung nach dem Bild der Entwicklung des Einzellebens, die den Kern des Geschichtsbildes des Verf.s bildet, nahe genug. Schon längst hat man hin und her manche ihrer Erscheinungen unter diesen Gesichtspunkt gestellt; auch die Fachwissenschaft wird daher eine systematische Durchführung der biologischen Betrachtungsweise durchaus begrüßen. Freilich wird sie die Art, in der P. sie übt, nicht billigen können. Es soll nicht verkannt werden, daß P. sich ernstlich um eine solide Tatsachenkenntnis müht und sich mit einer bei Außenstehenden seltenen Gründlichkeit in den ihm fremden Stoff eingearbeitet hat. Trotzdem bleibt er im Letzten doch der Theoretiker, dem nicht die Überlieferung, sondern sein System, das er mit äußerster Konsequenz, um nicht zu sagen, Starrheit, durchführt, Richtschnur und Maßstab ist. Es wäre darum nicht schwer, Mißgriffe und selbst Absonderlichkeiten aufzuweisen. In Besprechungen der früher erschienenen Teile ist das vielfach geschehen. Der Verf. beklagt sich über diese zuweilen geradezu ironisierende Art der Beurteilung und gewiß mit Recht. Mag der Fachgelehrte von Methoden abrücken müssen, die sich unter dem, wenn auch voreiligen, so doch berechtigten Drang nach einer synthetischen Schau einseitig von anderwärts gewonnenen Theorien leiten lassen, er wird sich ihnen doch nicht ganz verschließen dürfen. Auch das Buch P.s wird ihm manche Gedanken vermitteln, die er, wenn auch nicht immer im Sinne des Verf.s aufnehmen und weiter denken kann.

White, Hugh G. Evelyn: **The Monasteries of the Wâdi'n Natrûn.** Part III: The Architecture and Archaeology, ed. by Walter Hauser. New York: The Metropolitan Museum of Art 1933. (XXXIV, 272 S., 93 Taf.) 4°. $ 15 —; geb. 17.50. Bespr. von Carl Schmidt, Berlin.

Schneller als ich erwartet habe, ist Part II (s. OLZ 1933, Sp. 674) der bereits angekündigte Part III gefolgt, der an den Schluß des ganzen Monumentalwerkes gestellt und für die Untersuchungen über die Architektur und Archäologie der 4 Klöster des Wâdi Natrûn reserviert war. Nach der Vorrede des Herausgebers ist das hinterlassene Manuskript von White um ein Drittel gekürzt worden, nachdem die literarischen Untersuchungen über die Entstehung und Geschichte des Klosters abgetrennt und in Part II publiziert worden sind. Trotzdem umfaßt der stattliche Band noch 272 Seiten nebst 93 Tafeln. Der Plan des ganzen Werkes geht auf W. J. Palmer-Jones zurück, der bei seinem Aufenthalt in Ägypten während der Wintermonate 1909/10 und 1910/11 die Pläne der vorhandenen Klöster der nitrischen und sketischen Wüste aufnahm und sie durch Skizzen, Zeichnungen und Photos vervollständigte. Durch seinen Weggang von Ägypten und nicht zuletzt durch den Ausbruch des Weltkrieges wurde die Fortsetzung der Arbeit unterbrochen, bis Evelyn White von dem Metropolitan Museum im Jahre 1920 mit der Publikation des vorhandenen Materials beauftragt wurde. Zur eigenen Orientierung und Weiterführung der Aufgaben weilte Wh. zu drei verschiedenen Zeiten teils allein, teils in Begleitung von Mitarbeitern an den Stätten im Wâdi Natrûn. Sein frühzeitiger Tod ließ ihn nicht mehr die Früchte seines ungeheuren Fleißes erleben, aber das Ms. selbst lag im großen und ganzen druckfertig vor, so daß Part III ebenso wie Part II von Hauser der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte.

Nach einer kurzen Orientierung über die Topographie des Wâdi Natrûn behandelt Wh. in den Prolegomena die Entwicklung des Klostertypus, wie er sich vom 9. bis 14. Jahrhundert gestaltet hat, und

die einzelnen Formen und Typen von den Hauptgebäuden der Klöster. Im Anschluß daran werden die 4 Hauptklöster: Abba Macarius, Abba Bischoi, Dêr Suriâni und Abba Baramûs einer eingehenden Untersuchung unterzogen, vor allem wird bei jedem einzelnen Kloster das literarische Material für die Geschichte der Architektur aufgeführt und werden die verschiedenen Kirchengebäude bis ins kleinste Detail durchforscht. Der Hauptteil der Darstellung fällt auf das älteste Kloster des Abba Macarius. Es ist ein ungemein reichhaltiges Material von allen Seiten zusammengetragen, wenn auch manches zu breit ausgeführt ist. Eine höchst solide Arbeit ist geleistet. Es kann nicht die Aufgabe des Rezensenten sein, den Inhalt im einzelnen zu skizzieren; ein kurzes Referat würde kein genaues Bild geben. Nur im allgemeinen möchte ich bemerken, daß wohl kaum heute sich jemand findet, der ein Monumentalwerk von derartiger Abgeschlossenheit über die Klöster des Wâdi Natrûn veröffentlichen könnte. Es würden auch die reichen Mittel fehlen, die für die Publikation von Edw. Harkness zur Verfügung gestellt worden sind. Bedeutende Geldmittel hat unbedingt die Ausstattung mit 93 Tafeln erfordert, die den Wert des Werkes ungemein erhöhen. Denn wir erhalten durch die Photos nicht nur eine lebendige Kenntnis von dem äußeren und inneren Aussehen der Klöster, sondern zahlreiche Details in Grundrissen und in Ausstattung innerhalb der Kirchen machen den entlegenen Stoff dem Leser besonders anschaulich. Der christliche Archäologe, dem nicht die Möglichkeit gegeben ist, die Stätten persönlich in Augenschein zu nehmen, wird mit vollem Vertrauen das Material benutzen können.

In einem Epilog wendet sich Wh. an die Interessenten für die koptische Kultur und legt ihnen ihre Pflege dringend ans Herz, da nach seinen Beobachtungen die koptischen Mönche den erhaltenen Baudenkmälern nach ihrer historischen und archäologischen Wertung verständnislos gegenüberstehen. Um ihrer Verwahrlosung und ihrem drohenden Verfall entgegenzutreten, fordert er die Stellung der Klöster unter die Kontrolle des koptischen Museums bzw. des koptischen Patriarchats. Dieser Appell ist heute nicht mehr so dringend, denn in der letzten Zeit hat sich unter der Führung des von edler Begeisterung für die Vergangenheit getragenen Morkos Pascha Simaika vieles geändert; die koptische Nation ist sich ihres besonderen Wertes und ihrer besonderen Eigenart bewußt geworden und hat die Pflege ihrer eigenen Kultur in die Hand genommen. Das koptische Museum, begründet von Morkos Pascha und heute von ihm in großzügiger Weise als Direktor geleitet, legt ein glänzendes Zeugnis für die neuzeitliche Strömung in Ägypten ab. Kein Tourist im Lande der Pharaonen sollte den Besuch dieses Museums verabsäumen, um ein lebendiges Bild von der Kunst des christlichen Ägyptens sich zu verschaffen.

Ich scheide mit heißem Dank und tiefer Bewunderung von dem opus aëre perennius eines so früh der Wissenschaft entrissenen Gelehrten. Der Dank gebührt aber auch den Männern, welche sich in selbstloser Weise der mühevollen Arbeit der Herausgabe unterzogen haben.

Keilschriftforschung.

Billiet, Joseph: **Cachets et Cylindres-sceaux** de style Sumérien archaique et de styles dérivés du Musée de Cannes. (Collection Lycklama.) Paris: Paul Geuthner 1931. (33 S., 6 Taf.) gr. 8°. 10 Fr. Bespr. von Robert Heidenreich, Leipzig.

Der Katalog veröffentlicht eine Sammlung von Stempel- und Rollsiegeln, die im Jahre 1877 unter anderen Altertümern von dem Baron Lycklama dem Museum von Cannes geschenkt wurde.

Der sorgfältigen Beschreibung der einzelnen Steine ist eine historische Einleitung vorausgeschickt, die aus (vom Verf. zitierten) französischen Handbüchern geschöpft ist. Manches davon ist heute überholt.

Unter den 57 Siegeln befinden sich nur ganz wenige, die künstlerisches oder literarisches Interesse beanspruchen können. Ihr Wert wird noch dadurch gemindert, daß Angaben über die Provenienz der Stücke ganz fehlen. Eine Nachprüfung der Datierungen wird durch die zum Teil verschwommenen Abbildungen erschwert.

Nr. 3—8 und Nr. 15 wird man jetzt in die Ǧemdet-Nasr-Periode setzen. Gerade von ihnen wäre es wichtig, die Herkunft zu wissen. Nr. 8 gehört zu der Gruppe, die ich in dieser Zeitschrift (1926, 625 f.) zusammengestellt habe. Ihre Zahl ließe sich heute sehr vermehren. Für Nr. 13, 19, 20 findet man verwandtes in Kisch. Einige Stücke werden vom Verf. für älter gehalten als sie sind.

Hoffen wir, daß die Veröffentlichung der „objets funéraires de provenence Phénico-Syrienne" der gleichen Sammlung unser Wissen mehr bereichert als dieser Katalog der Siegel, der nicht mehr als einen erfreulichen Zuwachs an veröffentlichtem Material bedeutet.

Eilers, Dr. iur. Wilhelm: **Gesellschaftsformen im altbabylonischen Recht.** Leipzig: Theodor Weicher 1931. (XII, 72 S.) 4° = Leipziger rechtswissenschaftliche Studien, hrsg. von der Leipziger Juristen-Fakultät, H. 65. RM 5 —. Bespr. von Viktor Korošec, Ljubljana.

Der Verfasser, von dem wir inzwischen eine neue vorzügliche Übersetzung des Kodex Ḫammurabi erhalten haben, erforscht in seinem Erstlingswerk das altbabylonische Gesellschaftsrecht; die Fortsetzung für die neubabylonische und die altkappadokische Zeit wird erfreulicherweise in Aussicht gestellt (1).

Im Vorwort hebt Eilers ausdrücklich hervor, daß seine Untersuchung zwei Gebieten: der Rechtsgeschichte und der Assyriologie angehöre, daß ihm jedoch „im Vordergrunde stets die philologische Methode gestanden habe" (V). — Als Erkenntnisquellen kommen in Betracht: § 98 des Kodex Ḫammurabi, die Rechtsserien *ana ittišu* und ḪAR-ra = *ḫubullu* sowie 50 Geschäftsurkunden, darunter auch einige elamische (3f.).

In dem einleitenden ersten Teil beginnt der Verf. mit der philologischen Analyse des entscheidenden

gesellschaftsrechtlichen Terminus *tappûtum* = nam-tab-ba und gibt ihn durch „Gemeinschaft" wieder (2). Der Einteilung seines Buches legt er die quellenmäßige Unterscheidung zwischen *kasap tappûtim* (= Silber der Gemeinschaft) und *eqel tappûtim* (= Feld der Gemeinschaft) zugrunde: so wird im zweiten Teil (5—37) die kommerzielle Form der *tappûtum*, im dritten Teil die agrarische behandelt.

Als erster untersucht Eilers das bisher (5[5]) verkannte Begründungsformular der kommerziellen *tappûtum*. Als den wichtigsten Bestandteil des Formulars erörtert er zunächst die Valuta-Empfangsaussage: Summe und Gewicht kù-babbar (kù-) nam-tab-ba ki G S šu-ba-an-ti bzw. *ilqe* (= Summe und Gewicht Silber, Gemeinschaftsgeld, hat von G S entliehen) (6). Der Verf. stellt darin „das Hauptelement des Schemas der Darlehensurkunden" fest, allerdings mit dem Zusatz nam-tab-ba, wogegen die Darlehensurkunden meistens Bestimmungen über Verzinsung enthalten (6). So erblickt er im *kasap tappûtim*-Vertrag einen Sonderfall des šubanti-Vertrags (7), wie anderseits der Darlehensvertrag einen weiteren Sonderfall darstellt. Aus dem „darlehensartigen Charakter des Begründungsformulars" zieht E. weitgehende Folgerungen und versucht dadurch das Wesen der kommerziellen *tappûtum* zu ergründen. Sie sei wesensgemäß ein Gläubiger-Schuldner-Verhältnis, begründet durch die Kreditierung des Kapitals — somit Sachhingabe (Realkontrakt!) — seitens des *ummeānum*, des „geldgebenden Gläubigergenossen" (10) an die übrigen Genossen (*tappû*); der *ummeānum* nimmt auch am Gewinn teil (20 f.). Mitunter etwas zu umständlich, werden die damit zusammenhängenden Fragen untersucht: die realkontraktliche Natur des Vertrags (10 f.), sein Gegenstand (11 f.), der Eigentumsübergang am Gemeinschaftskapital vom *ummeānum* auf die *tappû* (12 f.), die Verzinsung, Gefahrtragung und Haftung (10—17). — Im nächsten Abschnitt („II. Klauseln") (17—27) werden die übrigen Bestandteile des Urkundenformulars eingehend erörtert, so die Bestimmungen über die Rückerstattung des Kapitals, über die Dauer und den Zweck des Vertrags sowie über die Gewinnteilung.

In diesem Zusammenhang möchte ich einiges bemerken. Bei der Bestimmung des *tappûtum*-Formulars wäre wohl auch die Frage zu erwägen, ob sich die Anwendung des Darlehensformulars nicht etwa aus dem Bestreben erklären ließe, die Empfangshaftung der Schuldner-Genossen dem *ummeānum* gegenüber in der Form eines fingierten Darlehens — mit nam-tab-ba als Angabe der *causa* — zu begründen und zu beurkunden. Dann würde es auch keine Schwierigkeit mehr bereiten, wenn in BE VI_2 91 (6[2]) die kommerzielle *tappûtum* in der Form eines Verpflichtungsscheines beurkundet erscheint, ebenso wäre das Fehlen eines einheitlichen Formulars im neubabylonischen Recht (7[4]) daraufhin leichter verständlich. — Vielleicht mit Rücksicht auf die zahlreichen im Anhang veröffentlichten Urkunden hat es der Verf. unterlassen, im Text selbst einzelne Urkunden oder wenigstens das Schema des Urkundenformulars zu bringen — ein Verfahren, das aus den Werken Koschakers, San Nicolòs, Davids u. a. wohl bekannt ist. Infolge dieses Abweichens des Verf.s leidet manchmal der Überblick der gewonnenen Ergebnisse, indem zusammengehörende Bestandteile in der Behandlung oft weit auseinandergerissen werden (z. B. die Valuta-Empfangsaussage und die übrigen „Klauseln"; ebenso im dritten Teil die Pachtungsaussage und die „Klauseln").

Bei der Behandlung der Auflösungsurkunden (27—36) baut der Verf. wesentlich auf den bisherigen Ergebnissen von Schorr weiter (5); hauptsächlich durch Heranziehung der Rechtsserie *ana ittišu* bringt er auch hier manches neue Licht und neue Erkenntnis.

Abschließend (36—37) geht E. noch kurz auf die Vorschrift des § 98 KḪ ein und stellt einen deutlichen Gegensatz zwischen dieser Bestimmung und dem Recht, wie es uns in den Urkunden entgegentritt, fest. Hier wäre ein ausführlicheres Eingehen auf das gesamte Problem sowie auch die Einbeziehung des *šamallûm*-Vertrags (5[6]) wohl erwünscht gewesen.

Der dritte Teil (38—52) befaßt sich mit der agrarischen *tappûtum*, von der nur das Begründungsformular überliefert ist; dieses lehnt sich aufs engste an das Pachtformular an (38 f.). Auch hier wird den Formeln der Rechtsserie *ana ittišu* manche wertvolle Erkenntnis abgewonnen. Zunächst untersucht der Verf. die „Pachtungsaussage", alsdann die übrigen „Klauseln". Nach dem Normalfall, in dem dem Verpächter mehrere Pächter *ana tappûtim* gegenüberstehen, wird noch der Sonderfall erörtert, daß von zwei Schuldnern, die formularmäßig den Vertrag mit dem Gläubiger abschließen, „der eine Schuldner der Gläubiger selbst ist" (50). — Die Frage, was der kommerziellen und der agrarischen *tappûtum* gemeinsam sei, somit das Wesen der *tappûtum* ausmache, wird vom Verf. wohl gestreift (40); eine ausführlichere Darlegung wäre hier erwünscht gewesen.

Im Anhang (53—65) bringt E. eine sehr reiche Auswahl der einzelnen Erkenntnisquellen in Umschrift und Übersetzung. Die Mehrzahl bilden bisher noch nicht übersetzte Texte, aber auch in den wenigen bereits übersetzten Texten können wir vielfach Fortschritt und Verbesserungen feststellen. — Ein ausführliches Schlagwortverzeichnis sowie ein Stellenverzeichnis erleichtern wesentlich die Benützung des Buches.

Wie bereits erwähnt, stellte der Verf. die philologische Methode in den Vordergrund. Wenn aber darum der philologische Teil als geradezu hervorragend zu bezeichnen ist, so sollen und dürfen auch die zahlreichen und sehr beachtenswerten juristischen Ergebnisse des Buches keineswegs unterschätzt werden. Das Buch ist jedenfalls ein wertvoller Beitrag zur Erforschung des altbabylonischen Rechts.

Mendelsohn, Isaac, Ph. D.: **Legal Aspects of Slavery in Babylonia, Assyria and Palestine.** A Comparative Study (3000—500 B. C.). Williamsport, Pa.: The Bayard Press [1932]. (X, 72 S.) 8°. Bespr. von O. Krückmann, Jena.

Die Arbeit, die „in Form einer Skizze einen allgemeinen und zusammenfassenden Überblick von der Sklaverei" für die genannte Zeit geben will, bietet ein Referat, in dem der Verfasser das Thema nach „juristischen Gesichtspunkten" in den drei Kapiteln Sources of Slavery, The legal status of the Slave, Release behandelt. Offenbar hat der Verfasser aber nicht die grundsätzliche Frage nach der Bedeutung des Sklaven im vorderasiatischen Altertum als Ziel vor Augen gehabt, und es war ihm wohl auch nicht um die Erhellung entwicklungsgeschichtlicher Beziehungen zu tun, denn er begründet den Verzicht auf die Arbeiten Koschakers, San Nicolòs u. A. damit, daß er „vornehmlich an Original-Urkunden und nicht an den Auslegungen interessiert war", und begnügt sich also mit der Diskussion einzelner als typische ausgewählter Textbelege, ohne

tiefer in den Fragenkreis einzudringen. Wenn die Arbeit eine Begründung für ihr Erscheinen darin findet, „daß die ganze Frage eine der interessantesten für uns Amerikaner ist, nicht nur aus antiquarischen Gründen, sondern weil einst die Frage der Sklaverei in unserem eigenen Lande akut war", so ist das keine wissenschaftliche Begründung. Diese könnte allenfalls noch gelegentliche Fehler entschuldigen, nicht aber eine so vereinfachte Darstellung, die das breitere Publikum, an das man sich ja wendet, an den Problemen vorbeiführt, statt ihm diese sichtbar zu machen. Deshalb ist es auch nicht angebracht, hier auf alle angeschnittenen Fragen einzugehen, da dies letzten Endes eine neue Untersuchung der Texte zur Voraussetzung hat, aus der sich allein die „iuristischen Gesichtspunkte" ergeben. Nach ihnen allein ist das Thema wissenschaftlich fruchtbar zu machen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Albright, William Foxwell: **The Archaeology of Palestine and the Bible.** New York and London: Fleming H. Revell Comp. [1932]. (233 S.) 8°. = The Richards Lectures delivered at the University of Virginia. $ 2—. Bespr. von J. Hempel, Göttingen.

Der frühere Direktor der American School of Oriental Research in Jerusalem, der Ausgräber des tell el-fūl und des tell bēt mirsim ist ohne Zweifel einer der allerersten Kenner der Palästina-Archäologie. Das gibt seinen vorliegenden Richards Lectures, gehalten an der Universität Virginia, ihr Gepräge und ihren Wert, zumal A. darüber hinaus philologisch und historisch das literarische Quellenmaterial des alten Orients im weiten Umfang beherrscht. Nach einer knappen Einleitung, die das Mäzenatentum dieses und jenes Dollargewaltigen feiert, gibt A. einen kurzen, in seinen kritischen Randglossen für den Wissenden besonders fesselnden Überblick über die Geschichte der Palästinaforschung von Robinson (1888) bis 1931[1], die amerikanische Mitarbeit besonders heraushebend. Eine lebendige Schilderung der eigenen Grabung auf dem tell bēt mirsim läßt den Laien die Vorarbeiten, das Werk selbst und die Auswertung besser miterleben als die sachlich-nüchternen wissenschaftlichen Vorberichte, die A. bisher dankenswerterweise herausgegeben hat[2]. Aber auch der Fachmann kommt auf seine Kosten, etwa in der Mitteilung neuen Materials zur Schlangengottheit (p. 88)[3], der Behandlung der Astarten (p. 95ff.), in der Bestätigung der Wellhausenschen These vom geringen Alter des Räucheropfers im israelitischen Ritual (p. 108f.), in der Schilderung der Figuren der dea nuda (?) im Geburtsakt (p. 109), oder der „Industrie" (Färberei!) der Stadt in der israelitischen Königszeit (p. 119ff.).

Im 3. Kapitel wird die Bedeutung der Ausgrabungen für eine Reihe biblischer Probleme dargelegt. Die Patriarchengeschichten, the saga of the Patriarchs, erscheint als essentially historical; besonders interessant sind dafür die Vergleiche von Gen 15, 2, 31, 19ff. mit den Kerkuk-Texten. Die Einzelsagen wurden kurz nach der Eroberung zu einem großen poetischen Werk vereinigt, das sich nach der Reichsteilung in eine nördliche und eine südliche Überlieferung spaltete, die schließlich kurz vor 700 (J) und kurz nach 700 (E) aufgezeichnet wurden. In den israelitischen Gesetzeskorpora wird älteres Material behauptet und der „mosaische" Monotheismus mit monotheisierenden Strömungen in Ägypten, Babylonien und Palästina zwischen 1500 und 1200 in Zusammenhang gebracht (Ex 3, 14 jahwae 'ašaer jihwae, he (who) causes to exist what comes into existence). Die völlige Verwüstung Judas durch die Babylonier, der „Sturz" Serubbabels und die Bedeutung der Krugstempel mit den Namen Jedajah, Selemjah und Jah(u) werden in einem etwas zu knappen Schlußparagraphen vorgeführt. Albright würde der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen, wenn er uns nach Vollendung der Grabung von tell bēt mirsim, die von ihm gefordert werden muß, eine Gesamtdarstellung der Bedeutung der Archäologie für das Alte Testament, einen „Archäologischen Kommentar" schenken wollte.

Cook, Stanley Arthur: **The Place of the Old Testament in Modern Research.** An Inaugural Lecture delivered on 18 May 1932. Cambridge: At the University Press, 1932. (47 S.) kl. 8°. 2 sh. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Nach kurzer Würdigung seines Vorgängers als Regius Professor of Hebrew, Robert Hatch Kennett († 1932), gibt Cook zunächst einen Überblick über den Werdegang der semitistischen (orientalistischen) und alttestamentlichen Studien im Abendland, unter besonderer Berücksichtigung des wahrlich nicht geringen Beitrags, den die Universität Cambridge zu ihnen beigesteuert hat. Beda Venerabilis (c. 700), Raymundus Lullus (c. 1275), Robert Wakefield (c. 1500), die glänzenden Namen des 17. Jahrhunderts: William Bedwell, Edward Pococke, John Selden, John Spencer und die der Schöpfer von Brian Waltons Polyglotte werden herausgehoben, und dann wird die gegenwärtige Art der semitistischen und alttestamentlichen Forschung, die über so sehr viel mehr Material — linguistisches und archäologisches — verfügt als die der früheren Jahrhunderte und zudem ihre Methoden viel feiner ausgebildet hat, dargestellt.

1) P. 187 in Anm. 81 zu p. 53 lies ZDPV statt ZAW.
2) BASOR 15, 4f. 31, 1ff., 39, 1ff., ZAW 47, 1ff. JPOS 1931, 105ff. Weiteres p. 190 in Anm. 3—5 zu p. 63f. [Korrekturnachtrag: Inzwischen bringt AASOR XII (1932) den1. Bd. der umfassenden Publikation: The excavation of Tell Beit Mirsim in Palestine. Vol. I. The Pottery of the first three campaigns.]
3) Ich verweise, da anscheinend auch anderen wie mir (PJB 1927, 76[1]) die betr. Stücke entgangen sind, auf die Schlangenscherbe Gezer CXXIV, 26f.

Aber die Wissenschaft vom Alten Testament ist nicht ein in besonderem Bett dahinziehender Fluß, sie steht auch nicht nur zu den anderen Wissenschaftszweigen in Beziehung, vielmehr ist sie immer gewesen und wird immer sein ein Teil des geistigen Lebens der jeweiligen Gegenwart überhaupt, besonders ihres religiösen Lebens, und dessen Wegbereiterin für die Zukunft. „Wenn wir darüber nachdenken, was die religiöse und historische Entwicklung, die wir in Palästina verfolgen können, bedeutet, so fühlen wir, daß der Preis, den wir für unsere tiefere Einsicht in die Fortschritte der Vergangenheit zu zahlen haben, das Bemühen ist, zu ihrer zukünftigen Förderung beizutragen ... Das tiefere Studium der Vergangenheit ist daher keineswegs von bloß akademischer Bedeutung ... Wir fühlen, daß hier Probleme vorliegen, deren Lösung, nein, schon deren Lösungsversuch uns über uns selbst und über unsere Welt noch viel mehr lehren will" (S. 30f.). Wie vor vier Jahrhunderten die Empfindung geistiger und religiöser Nöte und der Versuch, aus ihnen heraus zu kommen, den Grund gelegt hat zu unserer gegenwärtigen Wissenschaft vom Alten Testament, so ist diese auch heute mit den zur Beantwortung drängenden Lebensfragen verknüpft und will mit zu ihrer Lösung beitragen. Hohe Achtung vor der in der Wissenschaft vom Alten Testament in Vergangenheit und Gegenwart geleisteten Forschungsarbeit und ehrfurchtsvolle Anerkennung ihres Zusammenhanges mit den geheimnisvollen Tiefen geistigen und religiösen Lebens überhaupt — das ist's, was aus dieser beim Antritt einer Professur für die alttestamentliche Wissenschaft gehaltenen Rede zu uns spricht. Es wird kaum einen Vertreter oder Freund dieser Wissenschaft geben, der sich solch hohe Auffassung von ihr nicht gern und dankbar zu eigen machte.

Schmidt, Hans: **Das Bodenrecht im Verfassungsentwurf des Esra.** Sein Sinn, seine Entstehung, seine Geschichte. Rede, anläßlich der Verfassungsfeier am 11. VIII. 32 gehalten in d. Aula d. Verein. Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg. Halle: Max Niemeyer 1932. (29 S.) 8°. = Hallische Universitätsreden, 56. RM 1.40. Bespr. von Adolf Wendel, Ober-Breidenbach i. Hessen/Marburg.

Die vorliegende Abhandlung hat mich deshalb besonders interessiert, weil die Beschäftigung mit der „Säkularisierung in Israels Kultur" mich auch auf das Problem der kapitalistischen Entheiligung des Bodens und die Versuche zu seiner Wiederheiligung führte, deren einen eben der Verf. hier darstellt. In feinsinniger Zusammenschau hat der Redner der Verfassungsfeier aus seinem alttest. Fachgebiete einen Wunschgedanken des Esra-Gesetzes mit dem gleichen in der Weimarer Gesetzgebung zu verbinden gewußt.

In plastischer Anschaulichkeit und fein gewählter Sprache, die H. Schmidt eigen ist, schildert der Vortrag: Den zurückkehrenden Exulanten, unter persischer Oberhoheit einzig auf dem Gebiete der Religion noch selbständig, bringt der einflußreiche Esra das Gesetz. In dessen Rahmen und unter dem allgemeinen Leitgedanken der Theokratie finden sich auch die Bestimmungen über Grund und Boden. Das Jobeljahr will eine Dauerverschiebung von Bodenbesitz unmöglich machen; der Besitzstand innerhalb der Familie soll gewahrt bleiben, etwa durch Rückgabe an die Erben des einstigen Verkäufers am Jobel-Termin. Auf die beiden Fragen nach der Geschichte und Bewährung des Jobel-Jahr-Gesetzes antwortet der Verf.: Es weist mehrere Schichten auf und ist nicht einheitlich. Esra ist nicht der einzige Schöpfer; knüpft es doch schon an das Sabbatjahr-Gesetz des Bundesbuches an. Durchführen ließ sich das Jobeljahr-Gesetz nicht; die Widerstände gegen es waren zu groß. Aber endigte Esras Leben auch mit einer Enttäuschung, so ist doch ewiggültig an dem utopischen Gesetze die Liebe zu Volk und Heimatboden.

Dem Verf. ist es unstreitig zu danken, daß er es verstanden hat, einem weiteren Hörerkreise die fromme jüdische Überzeugung vom gottgehörigen Boden nahezubringen.

Was nun die Vorgeschichte dieser Idee betrifft, so sucht sie Sch. nur in älteren Gesetzen. Aber war diese Grundeinstellung nicht schon in der Einwanderungszeit da? Es kommt allerdings darauf an, wieviel Glauben man den entspr. Quellen schenkt. Ebenso steht es mit dem Leitgedanken der Theokratie. Schuf Esra den Grundsatz: „Alle Staatsgewalt geht von Gott aus" — wie Sch. sehr treffend in Anlehnung an den ersten Satz der deutschen Verf. sagt — neu? Zog er nicht vielmehr als Reformator „wieder" hervor, verhalf er nicht mit Gewalt und in konkreter Anwendung dem nur zur Geltung, was schon in der Epoche der Landnahme selbstverständliche fromme Überzeugung war? So hätte etwa ausgeführt werden dürfen, daß Esra, entgegen der von Anbeginn der Königszeit einsetzenden Verweltlichung des Boden-Besitz-Gefühles, Ursprüngliches wiederherstellen will. Aber dazu wäre freilich erforderlich, daß der Verf. — mit dem Rezensenten — bezüglich der Historizität der Ur-Theokratie gleicher Meinung wäre. Diese Voraussetzung wird nicht zutreffen; aber die Erörterung über sie gehört nicht in diesen Rahmen.

Ibn al-Nakawa, R. Israel: **Menorat Ha-Maor.** From a unique Manuscript in the Bodleian Library, Oxford, ed. by H. G. Enelow. Part III (59 u. 628 S.), Part IV (155 u. 635 S.) gr. 8°. New York: The Bloch Publishing Company 1931/32. Bespr. von I. Elbogen, Berlin.

Von dieser Edition, über deren Anfang OLZ 1931 Nr. 8, Sp. 727f. berichtet wurde, führt der vorliegende umfangreiche dritte Band in rascher Folge etwa bis zur Mitte des Werkes. Er umfaßt 6 Kapitel, die von Buße und Umkehr, Demut, Torastudium, Erfüllung der göttlichen Gebote, Liebeswerken und Weihe der Sabbate und Feste handeln. Ohne sehr in die Tiefe zu gehen, behandelt Ibn Al-Nakawa sein Thema umfassend nach allen Seiten hin und belegt seine Anschauungen durch zahlreiche Zitate und mannigfache Gleichnisse aus dem alten Schrifttum. Der Herausgeber bietet im englischen Teil S. 35—55 eine eingehende Inhaltsangabe und Würdigung dieser Gedanken, so daß auch der des Hebräischen nicht Kundige sich eine Vorstellung von dem Inhalt des Werkes machen kann. Er bemerkt auch mit Recht,

daß die Auswahl der Gedanken und Zitate für den Verfasser und seine Zeit charakteristisch ist. Die Tätigkeit des Herausgebers war vom vierten Kapitel ab schwieriger als zuvor, weil das zugrunde gelegte Oxforder Manuskript hier von einem neuen Abschreiber kopiert worden ist, der seine Arbeit weniger sorgfältig machte, so daß der Herausgeber häufig gezwungen war, den Text zu verbessern. Zu Hilfe kamen ihm dabei nicht nur die Quellen des Verfassers, sondern auch die versprengten Teile des Manuskripts, die sich im New Yorker Jewish Theological Seminary befinden, von denen dem vorliegenden Bande ein Faksimile beigegeben ist. Die Fußnoten weisen kurz auf Quellen und Parallelen sowie auf Textabweichungen hin, geben aber bisweilen auch Erläuterungen und vor allem zahlreiche literarhistorische Hinweise auf Grund von andern Manuskripten, welche dem Herausgeber vorlagen. Als Beilage wird S. 615—23 ein Abschnitt aus dem handschriftlichen Abot-Kommentar des Josef ibn Schoschan aus Saragossa zu dem Kapitel „Hochmut" mitgeteilt (vgl. Einl. S. 26, Anm. 3; das. versehentlich Ucenda statt Uceda). In der englischen Einleitung behandelt der Herausgeber in kurzer Übersicht die jüdisch-ethische Literatur von den Zeiten der Bibel und der Apokryphen, des Talmuds und der Halacha bis zu den besonderen ethischen Traktaten des Mittelalters. S. 23ff. gibt er eine kurze Übersicht über die Vorgänger des Verfassers, um dann S. 28f. die besondere Art unseres Werkes zu charakterisieren. S. 55ff. zeigt er, welchen Einfluß das Werk, trotzdem es nie gedruckt wurde, auf die ethischen Traktate der Folgezeit ausgeübt hat. Beachtenswert ist in dieser Einleitung auch der Absatz S. 29—34, in dem der Herausgeber seine frühere Meinung von dem Vorhandensein eines besonderen Midrasch Jehi Or aufgibt und anerkennt, daß alle Zitate dieser Benennung aus dem Sohar entnommen sind. Auch dem vorliegenden Bande ist reiche Belehrung nach den verschiedensten Seiten zu entnehmen. Zu begrüßen ist auch das ausführliche Register S. 625—29, das M. Higger beigetragen hat.

Im vierten Band ist das Werk zu Ende geführt. Die letzten Kapitel handeln von Familienleben (Elternliebe, Heirat, Kindererziehung), Berufsethik, Rechtsprechung, Affekten (Gleichmaß, Zorn, Liebe), Nächstenliebe, Verleumdung und schließlich Wohlverhalten — wobei die Regeln des Wohlverhaltens für die verschiedenen Gruppen von Menschen gesondert gegeben sind. Das letzte Kapitel ist übrigens in jüdisch-deutscher Bearbeitung in Wagenseils „Belehrung der Jüdisch-Teutschen Red- und Schreibart" S. 305ff. aufgenommen. Nakawa hat seinem Werke drei folkloristische Anhänge beigegeben: Hupat 'Eliyahu Rabba, einen Auszug aus einer der vielen nach dem Propheten Elia benannten ethischen Schriften, die Sentenzen, nach den Zahlen 3—15 geordnet (S. 452—92), enthält; 'Or 'Olam, Sentenzen, die alle mit dem Wort Le'olam anfangen (S. 493—519) und 'Or gadol, Sentenzen, die mit den Worten Gadol ha Šalom beginnen (S. 520—543). Der Herausgeber fügt zwei ähnliche Midraschsammlungen und einen Brief des R. Mëir b. Moses (Rom 13. Jahrh.) über das Problem der rechten Gattenwahl bei (S. 567—628) und gibt auch je ein Faksimile dieser Manuskripte. Seine Texte bearbeitet er sorgfältig wie in den vorangegangenen Bänden unter Hinzufügung von reichen Quellenangaben und Parallelen, die zum großen Teil Handschriften entnommen und daher um so wertvoller sind. In der englischen Einleitung bespricht er wiederum den Inhalt der abgedruckten Kapitel (S. 50—79) und der Zusätze (S. 40ff.), behandelt aber auch abschließend die Stellung des Werkes Menorat Ha-Maor in der von der Bibel sich herleitenden Kette der ethischen Literatur; er bespricht auch die Quellen seines Autors, wobei der Zusammenhang mit Manuskripten, die aus dem Yemen gekommen sind, ganz auffällig ist. Von einem solchen gibt ein Nachtrag vor der englischen Einleitung Kunde, es enthält, wie Enelow inzwischen in JQR XXIII, 357ff. eingehend nachgewiesen hat, die 32 hermeneutischen Regeln des R. Eliezer b. Jose ha Gelili (Strack, Einleitung, S. 100ff.). Weitere Nachträge und Verbesserungen findet man S. 89—101, 151—155. Higger hat wiederum dankenswerte Register beigesteuert, und zwar solche der in den Anmerkungen genannten Autoren und Werke S. 105—149 sowie eines der hebräischen Quellen S. 631—635. — Nach Abschluß des ganzen Werkes darf man dem Verfasser herzlichen Dank sagen; er hat durch die Bekanntgabe des zwar populären, aber außerordentlich inhaltsreichen Buches eine bisher unbekannte interessante Schrift zugänglich gemacht und eine Reihe literarhistorischer Probleme aufgeworfen, die der Forschung noch lange Anregung bieten werden.

Hoskier, H. C.: The complete Commentary of Oecumenius on the Apocalypse, now printed for the first time from manuscripts at Messina, Rome, Salonika and Athos, edited with notes. 4°. Ann Arbor, Mich.: University of Michigan 1928. (X, 263 S.) 4° = University of Michigan Studies. Humanistic Series, Vol. XXIII. $ 4.—. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Die Herausgabe des Kommentars des Oecumenius zur Apokalypse, den Diekamp in dem Cod. Messinensis 99 aufgefunden und um 600 angesetzt hatte (vgl. Sitz.Ber. d. Berliner Akademie 1901, 1046ff.), hat lange auf sich warten lassen. Aber in der Zwischenzeit ist reicheres handschriftliches Material ans Licht gekommen. Hoskier, der sich nunmehr der Aufgabe unterzogen und den Kommentartext in glänzender Ausstattung veröffentlicht hat, war in der glücklichen Lage, nicht nur in einer vatikanischen Handschrift eine Teilabschrift des Cod. Mess. zu entdecken, sondern auch 2 Mss. aus Saloniki und vom Athos als Repräsentanten einer anderen Rezension des Oecumenius-Kommentars nachzuweisen. Mit dem Cod. Mess. als Archetypus, einem alle Varianten sowie Schrift- und Schriftstellerzitate aufführenden Apparat und einer Einleitung, welche die Bedeutung des Kommentars zu würdigen beginnt, bietet H. eine Edition, als deren Frucht eine Klärung des Oecumenius-Problems, vor allem der Frage nach dem Verhältnis der anderen Ausleger der späteren griechischen Kirche, Andreas und Arethas, zu Oecumenius zu erhoffen ist.

Mingana, A.: Woodbrooke Studies. Christian Documents in Syriac, Arabic and Garshūni, edited and translated with a critical apparatus. Vol. V: Commentary of Theodore of Mopsuestia on the Nicene Creed. Vol. VI: Commentary of Theodore of Mop-

suestia on the Lord's Prayer and on the Sacraments of Baptism and the Eucharist. Cambridge: W. Heffer & Sons 1932/1933. (VIII, 240 S. u. XXV, 265 S.) 4°. 21 sh. u. £ 1.0.—. Bespr. von Adolf Rücker, Münster i. W.

Unter den zahlreichen bisher von M. wiedergefundenen Texten (darüber zuletzt OLZ 1933, 103—107) nehmen die in diesen beiden Bänden der W. St. edierten einen ganz hervorragenden Platz ein; sind uns doch hier in syrischer Übersetzung die katechetischen Reden des Theodor von Mopsuestia dargeboten, die nach den bis jetzt bekannten, hauptsächlich aus den Akten des V. allgemeinen Konzils stammenden sehr mageren Exzerpten unter dem Titel: Libri ad baptizandos, Expositio fidei 318 Patrum, Liber mysticus o. ä. in der östlichen Kirche verbreitet waren. Nachdem uns nun M. den Volltext in einer syrischen Übersetzung vorlegen konnte, sehen wir, daß wir in ihnen ein Gegenstück zu den bekannten Katechesen Cyrills von Jerusalem besitzen, denen sie an Bedeutung in keiner Weise nachstehen. Im griechischen Originaltext waren sie — nach den Angaben der Zitate zu urteilen — ursprünglich als 16 Reden fortlaufend durchgezählt; die syrische Übersetzung, vielleicht aber schon teilweise die griechische Vorlage, hat zwei getrennte Bücher daraus gemacht; das erste Buch (10 Reden) ist als eine Erklärung des Taufsymbols bezeichnet, das zweite behandelt in der 1. Rede das Gebet des Herrn, in der 2.—4. die Taufe und in der 5.—6. die Messe; bei den letzten 5 hatte wohl schon die griechische Vorlage je eine kurze Beschreibung des Ritus vorausgeschickt, die fast durchweg mit den Worten des Kontextes gegeben wird. Aus gelegentlichen Hinweisen ist zu ersehen, daß die 1.—14. Rede an ebensovielen aufeinanderfolgenden Tagen der vorösterlichen Zeit gehalten worden sind; die 15. und 16. Rede sind wohl nach der Taufe, also in der Osterwoche anzusetzen, wie die sog. mystagogischen Katechesen Cyrills.

Der Originaltext ist wie bei den meisten Werken des Mopsuesteners infolge der nach der Verurteilung der drei Kapitel in der byzantinischen Kirche einsetzenden Verfolgung untergegangen; die nestorianische Kirche dagegen hat diese Schrift ihres in einzigartiger Verehrung stehenden „Übersetzers der hl. Bücher" wohl frühzeitig ins Syrische übertragen und viel benutzt; eine im Nomokanon des ʿAb(h)dîšôʿ erhaltene Verordnung des Katholikos Theodosius (853—58) empfiehlt sie den Studierenden der Medizin und der Schreibkunst in den Klosterschulen als besonders geeignete Lektüre, und in der Chronik von Séert und im Schriftstellerverzeichnis des ʿAb(h)dîšôʿ werden die Reden als zwei getrennte Werke unter den Schriften Theodors aufgezählt. Die Stürme, die im 14. und 15. Jahrhundert über die nestorianische Kirche hereinbrachen, müssen die sicher zahlreich vorhandenen Abschriften fast ganz vernichtet haben, so daß das Werk bisher als verloren galt.

Der Text des Symbols, der sich aus den Reden des ersten Bandes genau herausschälen läßt, will der „der 318 Väter", d. h. des Nizänums sein, berücksichtigt aber bereits einige Hinzufügungen des II. Konzils; seine nächsten Verwandten sind naturgemäß die antiochenischen und nestorianischen Formeln, wie sie in einzelnen Vertretern bei A. und L. Hahn, Bibliothek der Symbole (Breslau 1897), S. 141—146 bequem zugänglich sind. Einzelne allerdings nur kurze Stücke aus den Reden waren auch schon aus Gegenschriften bekannt; besonders zu untersuchen wäre jetzt das Verhältnis unseres Textes zur „Refutatio symboli Theodori Mopsuesteni" des Marius Mercator. — Der zweite Band besitzt wegen der Beschreibung der Tauf- und Meßliturgie sowie einiger Hinweise auf die Bußpraxis ganz hervorragende Bedeutung für die Liturgiegeschichte; ich habe darum die wichtigsten Stellen herausgehoben und in lateinischer Übersetzung im 2. Hefte der Series liturgica der Opuscula et Textus (Aschendorff, Münster) auch jenen zugänglich zu machen versucht, die des Syrischen unkundig sind. Die Meßliturgie möchte man zunächst in der bei den Nestorianern in Gebrauch befindlichen Theodorus-Anaphora wiederfinden, die nach Ausweis der meisten Handschriften in der ersten Hälfte des 6. Jh.s ins Syrische übersetzt wurde und deren Existenz auch griechisch von Leontius von Byzanz bezeugt ist, aber außer einigen auch sonst von Theodor gern gebrauchten Ausdrücken lassen sich kaum erhebliche Ähnlichkeiten zwischen dieser und der in den neugefundenen Texten beschriebenen erkennen; das Problem der Theodoranaphora scheint von dieser Seite her keine Klärung zu erfahren; am nächsten steht die beschriebene Liturgie, wie schon Mingana feststellt, der des VIII. Buches der Apostolischen Konstitutionen. — An Einzelheiten möchte ich erwähnen, daß in der Schilderung der Taufliturgie, bei der Erklärung der Worte der Abschwörung, als „Satansdienste" genannt werden: Reinigungen, Waschungen, Zauberknoten, das Tragen von Amuletten (ich lese *qemâʿē* statt *ḥamâʿē* [= Sauerteig] der Ausgabe), Beobachtungen am Körper, Beobachten des Vogelfluges und der Vogelstimmen; zum „irdischen Blendwerk" gehören: Theater, Zirkus, Wettkämpfe, Gesänge, Wasserorgeln und Tänze. Aus der Beschreibung des Meßritus ist u. a. die Begründung der Epiklese und der Kommunionritus für die Liturgiegeschichte von Interesse.

Zu den bereits vom Herausgeber genannten Zitaten aus den Reden wäre noch hinzufügen, daß die Bemerkung über Paul von Samosata (S. 170 des VI. Bandes) in den Akten des V. Konzils (aus Hesychius entnommen) als aus dem 13. Buche des „Codex, quem Mysticum appellavit" stammend bezeichnet wird; die Stelle über die Einsetzungsworte (S. 210 desselben Bandes) ist sogar griechisch in den Fragmenten des Matthäuskommentars (Migne, Patr. graec. 66, 713) erhalten. Bei der Bedeutung des neugefundenen Textes ist zu bedauern, daß über die Handschrift, der der Text entnommen ist, fast gar nichts gesagt wird, sondern nur auf die be-

treffenden Seiten des Katalogs verwiesen wird, der in Vorbereitung ist; diesen Mangel kann auch die Faksimile-Wiedergabe einer Seite der Handschrift nicht ersetzen. Ferner dürfte nicht nur ein Verzeichnis der vorkommenden Schriftzitate geboten werden, sondern es müßten auch die Seiten angegeben werden, wo sie vorkommen, da gerade die Schriftzitate ein Auffinden etwa sonst vorhandener Benutzungen der Reden erleichtern. Die Bezeichnung der einzelnen Reden (Mēmrē) als „Chapters" halte ich trotz der Rechtfertigung auf S. 116 des V. Bandes für keine glückliche, da auch die syrische Übersetzung den Charakter der Rede klar und deutlich erhalten hat.

Die bisherigen Bände der W. St. erschienen als „Reprinted from the Bulletin of the John Rylands Library"; vom 5. Bande ab bilden sie eine selbständige Publikation, da die Sammlung Mingana jetzt ein endgiltiges Heim in der Selly Oak Colleges' Library, Birmingham dank der Unterstützung von Mr. und Mrs. Edward Cadbury gefunden hat. Wir haben daraus wohl noch manche wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis altchristlicher Literatur zu erhoffen, wofür wir dem unermüdlichen Sammler und Herausgeber zu großem Dank verpflichtet sind.

Semitistik, Islamistik.

Poebel, Arno: **Das appositionell bestimmte Pronomen der 1. Pers. sing. in den westsemitischen Inschriften und im Alten Testament.** Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1932]. (VIII, 86 S.) gr. 8°. = The Oriental Institute of the University of Chicago. Assyriological Studies. $ 1.—. Bespr. von G. Bergsträßer†, München.

Poebel unternimmt es zu zeigen, daß in den nordwestsemitischen Inschriften und im Alten Testament[1] nur vereinzelt prädikatives „Ich bin N.N." vorliege, und ganz überwiegend appositionelles „Ich, N.N., . . .", daß also in sehr vielen Fällen die bisher übliche prädikative Auffassung durch die appositionelle zu ersetzen sei. Als Argument dienen in der Hauptsache Deduktionen darüber, wie die betreffende Inschrift abgefaßt sein müsse, wenn sie „zweckentsprechend" und „sinngemäß" sein, der „Forderung der logischen und stilistischen Angemessenheit" entsprechen solle; Erörterungen über die Logik nehmen einen breiten Raum ein.

Der Beweis ist nicht gelungen. In einigen Fällen hat Poebel sicher, in einigen weiteren vielleicht recht; in der Eschmunazar-Inschrift z. B. ist Z. 13 ff. in der Tat zu übersetzen „ich, E., . . . und meine Mutter . . . sind es, die gebaut haben (בנו) . . .", oder in dem Graffito Lidzbarski, Texte Nr. 38 „ich, Abdo, . . . habe gesehen . . ."[1]. Hat man wirklich jemals anders übersetzt? In den meisten Fällen aber, und gerade den entscheidenden, auf die P. das Hauptgewicht legt, scheitert seine Übersetzung schon an ihrer syntaktischen Unmöglichkeit. P. zwar ist durchdrungen von der Überzeugung, daß seine Interpretationen grammatisch möglich sind; aber offenbar gilt ihm als sprachlich möglich alles, was sich äußerlich einer formalen Regel, einem sinnleeren Schema unterordnen läßt. Das in Betracht kommende Schema ist der zusammengesetzte Nominalsatz, entleert bis auf sein formales Minimum, daß ein beziehungslos vorangestelltes Substantiv weiterhin durch einen pronominalen Rückweis wiederaufgenommen wird. Es gilt somit als gerechtfertigt, überall, wo früher oder später nach dem einleitenden „ich" eine 1. Person, in gleichwelchem Kasus, vorkommt, das „ich" als Vorwegnahme dieses späteren Pronomens und ein dem „ich" folgendes „N.N." als Apposition dazu zu fassen. Als Beispiel für die Satzungetüme, die sich dabei ergeben, und an denen P. keinerlei Anstoß nimmt, führe ich nur die seiner Deutungen an, auf die er in der Schlußzusammenfassung selbst als besonders beweisend zurückgreift: der Anfang der Eschmunazar-Inschrift בירח בל בשנת עסר וארבע . . למלכי אשמנעזר . . דבר מלך אשמנעזר . . לאמר נגזלת . . ושכב אנך בחלת ז . . קן מי את soll heißen „So spricht E. . . .: Obwohl ich, E., . . . im 14. Jahre meiner Regierung . . . dahingerafft worden bin . . . und nun in diesem Sarge . . . liege, so hüte dich doch vor mir, wer immer du seist!" Die Unmöglichkeit dieser Übersetzung im einzelnen darzulegen scheint mir überflüssig; den Herrn Verfasser von ihr zu überzeugen kann ich nicht hoffen, und kein anderer, glaube ich, wird sie bezweifeln.

Bei den alttestamentlichen Stellen kommt zu sonstigen Bedenken die große Zahl der von Poebel vorgeschlagenen Textänderungen. Die wichtigste der Stellen ist die Einleitung des Dekalogs Ex. 20,2f.; Poebel übersetzt: „Neben mir, Jahwe, . . . sollst du nicht noch andere Götter haben". Das geht nicht: denn zum Wesen des zusammengesetzten Nominalsatzes gehört die prädikative Beziehung zwischen vorangestelltem Substantiv und Satz, die durch die Anfängerumschreibung „von . . . gilt:" sehr hübsch ausgedrückt wird. Kann man die Verse übersetzen: „Von mir Jahwe, . . . gilt: du sollst nicht noch andere Götter neben mir haben!"?

Die behandelten Inschriften werden teils vollständig, teils in großen Abschnitten durchinterpretiert; dabei wird vielerlei Beachtliches gesagt. In bezug auf seine Hauptthese aber beweist Poebels Material gerade das, daß die von ihm befehdete „Selbstvorstellung" wirklich eine beliebte Form des alten Vorderasien gewesen ist.

Fischer, A.: **Muhammed und Ahmad**, die Namen des arabischen Propheten. Leipzig: S. Hirzel 1932. (27 S.) gr. 8°. = Berichte über die Verhandl. der Sächs. Akad. der Wissensch. zu Leipzig, Philol.-histor. Klasse, 84. Band 1932, 3. Heft. RM 1 —. Bespr. von Johann Fück, Dacca.

In der vorliegenden Schrift erweist Fischer mit gewohnter Meisterschaft gegen Grimmes

---

1) Untersucht werden: Mescha; יחומלך, Tabnit, Eschmunazar, einige kleinere phönizische Inschriften (Lidzbarski, Altsemitische Texte I Nr. 23. 36. 37. 38. 41. 46. 49. 51 und Ephemeris III 52); פנמו, כלמו, בררכב, und die Felsinschrift im Lamsa-Tal (Lidzbarski, Handbuch 446); aus dem Alten Testament Gen. 15, 7 f. 17, 1 f. 26, 24 f. 28, 13. 15 f. 31, 12 f. 35, 11 f. 46, 1 ff. Ex. 20, 2 f. 5. — In der Einleitung und im Anhang werden sumerische und akkadische Parallelen behandelt.

1) Einige weitere Stellen sind wohl in der Tat appositionell zu fassen, aber anders, als P. meint; so der Anfang der Tabnit-Inschrift „ich, T., . . . liege in diesem Sarg" usw., nicht „wer immer du bist, o Mensch, der du diesen Sarg erblickst, störe mich, T., . . ., der ich in diesem Sarge ruhe, ja nicht auf".

Behauptung, daß der Name des arabischen Propheten aus einem theophoren Namen, etwa *Muḥammad-il* „Gott ist gepriesen" abgekürzt sei, die traditionelle Deutung als richtig, welche in Muḥammad ein nomen boni augurii „hochpreiswürdig" sieht. Die Hauptinstanzen seiner methodisch mustergültigen Beweisführung sind folgende: Theophore Personennamen von der Form eines Nominalsatzes sind dem Klassisch-Arabischen ebenso fremd wie die Form *il* (statt *ilāh*); überdies würde die Folge Prädikat-Subjekt gegen die arabische Syntax verstoßen. Im Gegensatz zur I. Form *ḥamida* „loben" hat das Intensivum *ḥammada*, wie es scheint, niemals Gott zum Objekt (*taḥmīd* im Sinne von *ḥamdala* ist offenbar Analogiebildung nach *tasbīḥ* und *takbīr*). Das Partizip *muḥammad* „hochgepriesen, sehr preiswürdig" (von Personen) ist schon in der alten Dichtung nachweisbar, und der Name des Propheten wird in Traditionen, die sich bis ins 1. Jahrhundert d. H. zurückverfolgen lassen, seinem Wortsinn nach als das gerade Gegenteil von *muḏammam* „tadelnswert" gedeutet — *Aḥmad* ist dementsprechend als „Preiswürdigster" aufzufassen.

Die reich dokumentierte Studie ist ein wertvoller Beitrag zur arabischen Lexikographie.

Meyerhof, M., u. S. P. Sobhy: The abridged Version of „The Book of simple Drugs" of Ahmad ibn Muhammad al-Ghâfiqî by Gregorius Abu'l-Farag (Barhebraeus) edited from the only two known Manuscripts with an English Translation, Commentary and Indices. Cairo: Al-Ettemad Printing Press & Publishing House 1932. (236 S.) gr. 8°. = The Egyptian University. The Faculty of Medicine, Publication. No 4. Bespr. von J. Ruska, Berlin.

Mit dieser Veröffentlichung haben die beiden Verf. der wissenschaftlichen Welt und insbesondere der Geschichte der Botanik und Pharmakologie ein unschätzbares Geschenk gemacht. Es war bekannt, daß Ibn al-Baiṭār in seinem großen Werk über die einfachen Heilmittel sich in weitem Umfang auf ein gleichartiges Buch des spanischen Arztes al-Ġāfiqī gestützt hatte. Schon Leclerc hatte die Originalität und den Wert des älteren Werks erkannt. Die Entdeckung einer von Barhebraeus hergestellten gekürzten Ausgabe des Buchs führte Meyerhof und Sobhy zu der überraschenden Feststellung, daß Ibn al-Baiṭār das ganze Werk abgeschrieben hat, so daß sein eigenes Verdienst nur in der Zufügung von Zitaten aus jüngeren Autoren besteht. So wird al-Ġāfiqī zum eigentlichen Verfasser des größten Teils der bisher Ibn al-Baiṭār zugeschriebenen Heilmittellehre. Jetzt erst kann die Bemerkung des Ibn Abī Uṣaibi'a richtig verstanden werden, wonach Ibn al-Baiṭār auf seinen Reisen stets den Dioskurides, den Galen und das Buch al-Ġāfiqīs bei sich geführt habe.

Meyerhof hatte schon 1928 eine Handschrift der von Barhebraeus hergestellten Bearbeitung in Gotha gesehen, aber feststellen müssen, daß der Text völlig unbrauchbar war. Im gleichen Jahr erfuhr er durch Dr. Keimer, daß Ahmed Taimūr Pasha eine alte Handschrift über einfache Heilmittel für seine Bibliothek erworben habe, und konnte gemeinsam mit Sobhy feststellen, daß diese Abschrift im Jahre 1285, also noch zu Lebzeiten des Barhebraeus, angefertigt wurde und einen tadellosen Text darstellt. Sie ist die Grundlage der Ausgabe geworden, die vorläufig nur einen Teil des Buchstabens ا (von Asarum bis Arnab) umfaßt und zu der englischen Übersetzung einen ganz ausgezeichneten Kommentar beisteuert. Die Einleitung gibt eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der griechischen und muslimischen Autoren, die über Heilmittel geschrieben haben, und die notwendigen Mitteilungen über die Geschichte des Werks. Die Geschichte der Wissenschaft ist den beiden Gelehrten für ihre mühevolle Arbeit zu aufrichtigstem Dank verpflichtet.

Dozy, R.: Histoire des Musulmans d'Espagne jusqu' à la Conquête de l'Andalousie par les Almoravides (711—1110). Nouvelle édition revue et mise à jour par E. Lévi-Provençal. I—III. Leyden: E. J. Brill 1932. (VIII, 363; IV, 347; IV, 283 S. mit einem Bild des Vf.s.) gr. 8°. Bespr. von R. Hartmann, Göttingen.

Es ist ein schwieriges Problem für die Wissenschaft wie für die Verleger, in welcher Form bei alten mit Recht klassisch gewordenen Werken, die vom Büchermarkt verschwunden sind und deren die Wissenschaft oder auch ein weiteres Publikum doch immer wieder bedarf, diesem Bedürfnis abgeholfen werden soll. Denn fast immer hat die Wissenschaft in den Jahrzehnten, die seit dem ersten Erscheinen des Buches verflossen sind, beträchtliche Fortschritte gemacht; erhebliche Teile sind tatsächlich veraltet. Und oft wäre die Abfassung eines völlig neuen Buches über den Gegenstand leichter als eine Umarbeitung, die die ursprüngliche Form pietätvoll wahrt und doch den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung trägt. Zu häufig folgte in den letzten Jahrzehnten die Praxis der Linie des geringsten Widerstandes, indem solche Bücher — Textausgaben, Übersetzungen, auch selbständige Arbeiten — sei es auf photomechanischem Weg, sei es durch Wiederabdruck unverändert neu herausgebracht wurden, so daß eine bisweilen scharfe Kritik von wissenschaftlicher Seite geradezu

herausgefordert wurde. Es sei hier nur an die sehr berechtigten Worte erinnert, mit denen jüngst St. Gsell in dem Sammelwerk Histoire et Historiens de l'Algérie, S. 15 solche Fälle gerügt hat.

Es sind daher von vornherein gemischte Gefühle, mit denen man die neue Auflage von Dozys berühmter Histoire des Musulmans d'Espagne in die Hand nimmt. Und — um das vorwegzunehmen — ein gewisses Unbehagen kann auch hier nicht völlig überwunden werden. Auf der anderen Seite ist zuzugeben, daß Dozys Werk seine Bedeutung nicht verloren hat und für manche Partien nicht überholt ist. Der Fall mag hier ganz besonders schwierig gelegen haben, da eine wirklich heutigen Anforderungen entsprechende Geschichte der Muslime in Spanien für manche Teile ein völlig neues Buch hätte werden müssen, während in anderen die Darstellung Dozys vielleicht inhaltlich kaum wesentlich zu überbieten war. Jedenfalls, wenn es schon einmal feststand, daß nicht ein neues Werk geschrieben, sondern Dozys Geschichte neu herausgegeben werden sollte, so hat der Herausgeber E. Lévi-Provençal einen Weg gewählt, den man wird billigen müssen. Er hat den Text im ganzen durchaus unverändert gelassen. Dagegen hat er die Belege in den Anmerkungen durch Einarbeiten der inzwischen erschienenen Literatur (z. T. Ausgaben von Quellen, die Dozy noch im Manuskript benutzte) erweitert und auf den heutigen Stand gebracht. Vor allem hat er von arabischen Quellen, die Dozy noch nicht zugänglich waren und die er selbst herausgegeben hat (Bd. III des *Bajān al-Mughrib*), in zwei Appendices eine Übersetzung beigefügt.

Es ist selbstverständlich, daß ein wirklich geschlossenes Ganzes auf diesem Wege nicht herauskommen konnte. Aber es ist nicht bloß das in der französischen Originalausgabe vergriffene klassische Werk von Dozy wieder zugänglich gemacht; vor allem ist dem Leser, der zu den Quellen vordringen will, der Weg zu einer kritischen Prüfung gebahnt, wie ihn s. Z. Dozy selbst für den damaligen Benutzer gebahnt hatte. Entsprechend mußte die Bibliographie völlig erneuert werden, ebenso, zumal die Transkription modernisiert ist, der Index. Das in der neuen Auflage wegen größeren Formates auf drei Bände — gegen die vier der alten — verteilte, vom Verlag vornehm ausgestattete Werk wird auch in der verjüngten Form seine Bedeutung behalten, ja eben wegen der Änderungen auch von Besitzern der Originalausgabe gelegentlich gerne benützt werden.

Mit der mühe- und entsagungsvollen Verjüngungsarbeit hat sich Lévi-Provençal um das alte Werk wie um die, die sich für den Gegenstand interessieren, ein Verdienst erworben. Man möchte dem Buche solchen Erfolg wünschen, daß in absehbarer Zeit doch wieder eine Geschichte des muslimischen Spanien nötig wird, und daß dann Lévi-Provençal als der Berufenste die Arbeit, die er auf diese Neuauflage verwendet hat, auswerten möge zu einem neuen eigenen Buche über den Gegenstand, am liebsten fortgeführt bis zum Ende der islamischen Periode. Dieses neue Buch würde gewiß noch immer das dankbare Andenken an den großen Meister wachhalten, aber wirklich dem neuen Stande der Forschung entsprechen.

Nicht vergessen sei inzwischen der besondere Dank für die selbständige Leistung des Herausgebers, die in der Übersetzung der neuen Texte in den Appendices liegt.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Meillet, A.: Grammaire du Vieux-Perse. 2me Édition entièrement corrigée et augmentée par E. Benveniste. Paris: Champion 1931. (XXXIV, 266 S.) gr. 8°. = Collection linguistique, publiée par la Société de Linguistique de Paris, XXXIV. — Bespr. von H. Lommel, Frankfurt a. M.

Meillets Grammaire du Vieux-Perse (1915) ist ein sehr gutes Buch. In anspruchsloser, sehr übersichtlicher und klarer Darstellung gibt es eine Beschreibung und entwicklungsgeschichtliche Ableitung der Sprachtatsachen, beides umsichtig und besonnen. Daß eine Neuauflage dieses Werks nötig wurde, bezeugt die Wertschätzung, die ihm zuteil wurde.

Meillet hatte 1915 geschrieben: „Wenn nicht neue Denkmäler entdeckt werden — und es ist lange her, daß keine mehr gefunden wurden — dann werden sich in Zukunft keine wesentlichen Fortschritte in der Kenntnis des Altpersischen erzielen lassen. Abgesehen von Einzelheiten ist aus den bekannten Quellen fast alles herausgeholt worden, was man daraus zu entnehmen hoffen konnte. Darum ist es an der Zeit, die gewonnenen Ergebnisse zusammenzufassen." Nun sind aber seither manche Inschriften gefunden worden; deren bedeutendste ist die Bauinschrift von Susa des Königs Darius. Da sie von einer gewissen Ausdehnung ist und durch ihren mehr technischen Inhalt sich charakteristisch von den sonstigen, mehr politisch-historischen Dokumenten unterscheidet, bietet sie auch manches Neue aus dem altpersischen Sprachbesitz. Aber dies betrifft mehr den Wortschatz als den grammatischen Bau. Die andern neuen Funde, zumal die kleineren Bruchstücke, da sie hauptsächlich bekannte Formeln wiederholen, können nur sehr wenig Ergänzungen unseres Wissens bieten. Der Bearbeiter der neuen Auflage hat dies Material sorgfältig berücksichtigt, wie er denn in Einzeluntersuchungen bereits zur Erklärung derselben tüchtig beigetragen hatte, aber es gab ihm nicht Anlaß, die grammatische Darstellung einschneidend zu ändern.

Beide Verfasser äußern sich in Vorbemerkungen über das Verhältnis der beiden Auflagen, und bei der Offenheit und Objektivität, mit der sie es tun, kann der Referent nicht treffender über diesen Punkt berichten, als indem er ihre Worte wiederholt. Meillet erwähnt, wie vorteilhaft es für ein Buch ist, wenn

ein Sachkundiger es erneuert, der sich nicht, wie der erste Autor, erst frei machen muß von den einmal gefaßten und formulierten Anschauungen, sondern unbefangen und ganz frisch die Dinge ansieht — „Ich bin an dieser Auflage unbeteiligt, die bei gleichgebliebener Anlage des Buches und mit Beibehaltung der hauptsächlichen Leitgedanken doch in Wahrheit eine Neubearbeitung ist . . .“ Und Benveniste sagt, daß „zwar wenige Paragraphen vollständig neu sind (nämlich die über die Zahlwörter, die Präpositionen[1] und die Adverbien), daß man aber kaum einen einzigen finden wird, der völlig unverändert geblieben ist. Ich habe einerseits versucht, möglichst viele Tatsachen in das Buch hereinzunehmen, namentlich die neugefundenen Inschriften, die aramäischen Umschreibungen und die verständlichen Eigennamen, anderseits überall das Problem der Dialekte scharf zu fassen; dabei habe ich den Begriff des Medischen eingeführt und die Tatsachen des östlichen Mitteliranischen, soweit sie bis jetzt genügend verarbeitet sind, benützt. Dadurch ist das Buch um 34 Seiten stärker geworden.“ (Die Seiten sind jedoch größer und enthalten mehr.)

Damit weisen denn gleich schon die Vorbemerkungen auf wichtige Probleme hin, bei denen man in dem einen oder andern Punkt andrer Meinung sein kann. Es finden sich in der altpers. Inschriftensprache neben der im allgemeinen herrschenden Norm der lautlichen Eigenheiten des Dialekts auch Abweichungen von der mundartlichen Besonderheit des im strengen Sinn Persischen, und Meillet hatte daraus auf literarische Einflüsse geschlossen von einer außerhalb Persiens vorhandenen, geschriebenen oder ungeschriebenen Literatur, die sich aber nicht decken müsse mit dem literarischen Traditionskreis, aus dem uns das Awesta überkommen ist. Benveniste schaltet den Gedanken an das Awesta völlig aus und fixiert das Medische als die Quelle dieses Einflusses. Gerade auf dem Gebiet der Staats- und Verwaltungssprache, wie Königstitulatur, Ausdrücken des Rechtslebens ist Einfluß des Stammes, der vor den Persern die politische Hegemonie innehatte, sehr einleuchtend. Dabei brauchen auch nicht literarische Wege der Einflußnahme angenommen zu werden. B. trifft hier mit Anschauungen überein, die ich selber seit langem hege. Er erwägt in einzelnen Fällen sehr genau, was etwa für medische Herkunft sprechen könnte, so daß er z. B. bezüglich der nichtpersischen Lautform von *aspa-* „Pferd“ auf die berühmte Vortrefflichkeit der medischen Pferdezucht (Hdt. III, 106) hinweist.

Aber B. läßt sich durch die medische Hypothese, an der viel Berechtigtes ist, zu völliger Ausschließung des Awesta bringen; und das ist mehr, als man behaupten und beweisen kann.

Verraten sich die anzunehmenden medischen Einflüsse hauptsächlich durch lautliche Charakteristika[2], so zeigt B. vollkommen glaubhaft stilistische Beeinflussung durch das Akkadische und Aramäische auf, die sich ebenfalls gerade in der auf Staatliches bezüglichen Formelsprache geltend macht, so in der Nachstellung des Genetivs in der Königstitulatur *xšāyaθiya xšāyaθiyānām* „König der Könige“ gegenüber der Voranstellung des Genetivs in der später üblichen Formel *šāhān šāh*, die den alten Wortstellungsgesetzen entspricht, sowie in der gleichfalls vom sonstigen Sprachgebrauch abweichenden Voranstellung des Verbs in der Formel „(es) spricht N. der König“.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Einfluß fremdstämmiger Idiome sich nur in syntaktisch-stilistischen Dingen, nicht auch in lautlichen und flexionalen Erscheinungen erkennen läßt. Aber es wäre befremdlich, wenn umgekehrt der Einfluß nahverwandter Dialekte sich nur auf phonetische Erscheinungen bezöge. Freilich lassen sich Anklänge in Sätzen und Redensarten eben nur insoweit erkennen, als uns sonstige literarische Dokumente zur Verfügung stehen, und das ist allerdings nur das Awesta.

Von den der altpers. Gerichtssprache (also einer Sphäre, die wahrscheinlich medisch beeinflußt ist) angehörigen Redensarten *(h)ubrtam abaram* „ich habe ihn gut belohnt“ (wörtlich „als gut gehaltenen gehalten“) und *(h)ufraštam aprsam* „ich habe ihn streng bestraft“, hat die erstere im Awesta eine so genaue Entsprechung, daß man die mangelhaft überlieferte awestische Wortgestalt nach dem Altpersischen berichtigen konnte. Wenn man hier medischen Einfluß für möglich hält, so kann man doch awestischen nicht ausschließen. Zwar läßt sich neben der genauen Analogie der Ausdrucksform in aw. u. ap. *hubrtam bar* eine Verschiedenheit im Verwendungsbereich zeigen, indem im Aw. dieser Ausdruck gebraucht wird, wo der Fromme die Gottheit oder die Ahnengeister „wohlgehalten hält“, während im Ap. der königliche Richter, der die Verbrecher straft, seine getreuen Untertanen belohnt. Ferner sehen wir in der parallelen Redensart mit *fras* „(peinlich) fragen“[1] verschiedene Grade der Einbürgerung ins Ap. in dem Nebeneinanderbestehen der Formen *(h)ufraštam* („medisch“ bzw. awestisch) und *(h)ufrastam* (persische Lautform)[2].

Nur die aw. u. die ap. Redensart sind hierbei Tatsache, das etwaige medische Vorbild des ap. Ausdrucks nur Mutmaßung, und eine zulängliche und hinreichende Deutung der Tatsachen müßte den ganzen Tatsachenkomplex, auch das anzunehmende Verhältnis von der hypothetischen med. Redensart zur awestischen umfassen. B., der bei seiner grundlegenden Erörterung der außerdialektischen Einflüsse diese Formel nicht behandelt, sondern sie erst viel später (S. 220) als „religiöse Redensart“ erwähnt, bei der man ebenfalls „medische Einfluß“ vermuten könne, wird damit den Tatsachen nicht gerecht.

Ferner hat bereits Spiegel in seiner Awestaübersetzung I, 11 (vgl. auch Spiegel, Vgl. Gramm. d. altiran. Spr. 413 f.) das altpersische *aita . . . yānam jadiyāmiy* „um diese Gnade bitte (bete) ich“ verglichen mit aw. *imæm . . . yānæm . . . jaidyemi* Y. 9, 19 (vgl. weiterhin Y. 65, 11 u. Dar. NR. a. 53) zusammengestellt und dazu bemerkt, daß man bei der betreffen-

---

1) Einige aus der 1. Auflage übernommene Bemerkungen über die Präpositionen (§ 387) hätten in diesen neuen Abschnitt hineinverarbeitet werden sollen.

2) Über die Beurteilung der ungewöhnlichen Endung des Nom. plur. in *aniyāha bagāha* „die andern Götter“ siehe nachher.

1) Über den juristischen Charakter auch von aw. *fras* vgl. Idg. Anz. 43, 33.

2) Die ebenfalls der Gerichtssprache angehörige Redensart *uzmayāpatiy kr* „kreuzigen“ (?) oder „pfählen“ (Weißbach, Keilinschr. d. Ach. 39, Anm. g) hat ebenfalls nicht echtpersische Lautgestalt. Sie ist im übrigen nicht völlig aufgeklärt. Man denkt etwa daran, daß darin eine Bezeichnung des Marterpfahls stecke, die etymologisch besagt: „was aus der Erde (*zam*) empor (*ud-, uz*) ragt“ (Foy KZ. 35, 23). Vielleicht aber steckt darin, entsprechend den vorgenannten Ausdrücken *(h)ubrta-, (h)ufrašta-* gleichfalls die Vorsilbe *hu-* (wobei *h* vor *u* in Ap. niemals geschrieben wird) und besagt der Ausdruck so etwas wie „tüchtig (*hu-*) an der Erde (*z°mai-ā*; Loc; vgl. χαμαί?) festmachen“. Ob besser *-zm-* oder *-zam-* zu lesen sei, steht dahin.

den Stelle der ap. Inschrift „fast eine Kenntnisnahme von einer Stelle des Awesta annehmen sollte".

Man vermißt bei B. ein Eingehen auf diese awestisch-altpersische Parallele, die — wohlgemerkt — der religiösen, nicht der juridischen Ausdrucksweise angehört. Man vermißt es desto entschiedener, als B. auch um ganz anderer Gründe willen als der sprachlichen Formung awestischen Einfluß auf die altpersischen Königsdenkmale in Abrede stellt. Es bestehen ja größte Meinungsverschiedenheiten über die religiöse Stellung der Achaemenidenkönige. B. will Darius, den frommen Verehrer des Ahura Mazdah, und die Achaemeniden überhaupt, nicht als Mazdayasnier, d.h. Mazdahverehrer und Zoroastrier ansehen. Er hat das in seiner Schrift über die persische Religion (Paris 1929) zu begründen versucht. Mir gar nicht überzeugend[1]. Da hängen die sprachlichen und literarischen mit den religions- und kulturgeschichtlichen Problemen zusammen, und wenn man der eignen Ansicht auf religionsgeschichtlichem Gebiet auch keine Beeinträchtigung einer unvoreingenommenen sprachlichen Untersuchung gestatten wird, so muß doch jeder Forscher danach streben, aus den getrennten Einzeluntersuchungen sich ein geschlossenes Gesamtbild aufzubauen. So veranlaßt mich denn meine Überzeugung von dem positiven Verhältnis der Achaemeniden zur zoroastrischen Religion keineswegs, literarisch-stilistischen Einfluß des Awesta auf die ap. Königsinschriften in irgendeiner allzu bestimmten, geschweige ausschließlichen Weise zu behaupten. Es ist in solchen Dingen besser, sich zu künftiger umfassender Erkenntnis freie Sicht zu wahren, als ein vermeintliches Wissen auf sprachlichem Gebiet verfrüht festzulegen. Jedenfalls läßt sich auf die Art von B. die Möglichkeit awestischen Einflusses aufs Ap. nicht eliminieren.

Ohne daß hier auf alle in Betracht kommenden Einzelheiten eingegangen werden könnte, müssen doch noch einige Punkte erwähnt werden, die für die Stellungnahme zu B.s Verfahren, und zugleich in allgemeinerem Sinne wichtig sind.

In dem Ausdruck *aniyāha bagāha* „die anderen Götter", welcher der religiösen Sphäre angehört, finden wir eine besondere Kasusendung, die zwar verschiedentlich im Awesta, im Ap. aber nicht außerhalb dieser Formel vorkommt. Zur Begründung der Ansicht, daß mit dem Wort *baga-* „Gott" eine medische Flexionsform ins Ap. eingedrungen sei, hätte B. außer der Tatsache, daß *baga-* in medischen Personennamen vorkommt, auch darauf verweisen können, daß es im Aw. kaum vorkommt und unter den ursprünglichen Zoroastriern vermutlich keine vollgültige Gottesbezeichnung war. Zugleich wäre aber dann zu sagen gewesen, daß *baga-* auch in echtpersischen Namen (*Bagabigna, Bagabuxša*, dem Monatsnamen *bāgayadu-*) vorkommt. Und die Endung *-āha* gehört, wie B. selbst im Anschluß an Meillet (vgl. Wackernagel, Altind. Gramm. III, 101) bemerkt, der kultischen Sprache an; die Perser können aber so gut wie die Meder und jeder andere iranische (überhaupt arische) Stamm eine alte Tradition sakraler Redeweise gehabt haben. Es dürfte sich also hier gar nicht um eine geographische und stammesmäßige Dialektverschiedenheit handeln, sondern um eine soziologisch-kulturelle Besonderheit, den Ausdruck einer bestimmten geistigen Sphäre.

Ähnlich mag es bei der zwischen Awesta und Altpersisch sehr ähnlichen, aber doch nicht gleichen Redensart von dem Gott, „der diese Erde (hier), jenen Himmel (dort) geschaffen hat", sich handeln um eine verschiedenen Stämmen gemeinsame, aber da und dort variierte sakrale Formel. Kann ja auch einerlei religiöse Gemeinschaft sich in dialektisch verschiedenen Idiomen aussprechen. Das bezeugt der Glaubensname der Zoroastrier, der im Aw. *mazdayasna-* lautet, aber in den Papyri von Elephantine *mazdayazna* (oder bereits *mazdēzn*; vgl. Jacobsohn KZ. 54, 259 f.). Auch über die dialektische Zuordnung dieser Form tut man vielleicht gut, sein Urteil nicht in exklusiver Weise festzulegen. Jedenfalls scheint das armenische Lehnwort *mazdezn* die Form mit *-zn-* auch einem nördlichen (medischen) Dialekt zuzuweisen.

Die Dinge sind also viel reicher an mannigfachen Beziehungen, als daß der schematische Begriffsapparat, den die Unterscheidung lokaler Dialekte uns bietet, genügen könnte zur Erfassung des sprachlichen Bildes, in dem sich zugleich geistig-stilistische Schichten und literarisch kulturelle Zusammenhänge abzeichnen.

Nun muß unter einem weiteren Gesichtspunkte von dem Worte *aspa-* „Pferd" die Rede sein, dessen Lautform zu der des Awesta, nicht aber des Persischen stimmt, und die außerdem auch für das Medische anzunehmen ist. Über den Namen von Darius Vater *Vištāspa* (Hystaspes) — ein Name, der aus dem alten Iran außerdem nur noch von dem fürstlichen Gönner des Zarathustra überliefert ist — bestehen die zwei Hypothesen, daß entweder beide fürstlichen Personen dieses Namens identisch seien, oder daß der fürstliche Name von Zarathustras gepriesenem Patron dem achämenidischen Prinzen gegeben wurde aus Verehrung für jenen Beschützer des Glaubens, zu dem man sich dadurch bekannte. Nachdem in den letzten Jahren mehr darüber geschrieben worden, als man von der Sache wissen kann, bemerke ich nur, daß hier tatsächlich awestisch-altpersische Übereinstimmung besteht, gleichviel welche Theorie man daran knüpfen mag, daß aber die Herleitung dieser Namensform aus dem Medischen eine bloß lautliche Möglichkeit wäre ohne sachlichen Anhalt.

Die Hypothese von Friedrich, OLZ 1928, daß die Darius-Inschriften metrisch abgefaßt seien, lehnt B. ab. Es ist wahr, daß Friedrich diese seine Annahme keineswegs bewiesen hat. Die Proben, die er bietet, sind zu kurz und nicht frei von zweifelhaften, unwahrscheinlichen oder gewaltsamen Annahmen. Es ist schade, daß er seinen ersten, flüchtigen Versuch nicht sorgfältiger und vollständiger wiederholt hat, denn es ist daran soviel Einleuchtendes und Bestechendes, daß um diese These zu verwerfen näheres Eingehen erforderlich wäre, als B. es wenigstens an den Tag legt.

Benveniste gibt recht sorgfältige Erörterungen über den silbischen oder unsilbischen Wert der Halbvokale; daß die Schrift diese phonetischen Verhältnisse nicht klar abzubilden vermag, erkennt man leicht, und B. sucht aus Vorgeschichte und Weiterentwicklung der betreffenden Lautgruppen und genauer Berücksichtigung der Unstimmigkeiten des Schreibgebrauchs deren Silbenwert festzustellen. Ein wirklich klares und befriedigendes Ergebnis läßt sich aber nach der Lage der Dinge nicht gewinnen. Falls sich nun aber doch zeigen ließe, daß die Texte in irgendwelchem Umfang metrisch seien, so ließen sich zwar bei dem auch günstigenfalls nur „lockeren" Charakter dieser Versbildung ebenfalls keine ganz sicheren und vollständigen Regeln erwarten, aber auch der Nachweis von Schwankungen bei ein und demselben Wort und von gewissen Häufigkeitsverhältnissen silbischer und unsilbischer Messung wäre schon ein Gewinn.

1) Zustimmung zu diesen Darlegungen B.s äußert Christensen, Les Cayanides (1932) S. 8. Dagegen wieder Wesendonk, Weltbild d. Iranier (1933) S. 122 ff.

Die metrische Gestalt der Inschriften wäre nun auch zu berücksichtigen bei dem Problem, inwieweit sich das Altpersische in seiner Lautgestalt schon dem Mittelpersischen annähert. Es tritt gelegentlich schon bei der Inschriftensprache an uns heran und wird erst recht brennend bei der griechischen Wiedergabe altpersischer Wörter (vgl. Jacobsohn, KZ 54, 255 ff.). Benveniste bezieht diese letzteren nicht in seine Darstellung mit ein; sie sind keine direkten oder keine genauen und zuverlässigen Wiedergaben und mögen aus verschiedenen Bereichen des Iranischen stammen. Damit schränkt B. seinen Gegenstand auf das eigentliche Inschriftenpersisch ein. Das ist praktisch berechtigt und für die Zwecke einer zusammenfassenden Darstellung das einzig Mögliche. Aber B. ist in dieser Einschränkung nicht ganz konsequent, sondern nimmt die aramäischen Wiedergaben persischer Wörter mit auf. Gewiß stehen diese dem wirklichen Persisch viel näher als die griechischen, aber auch bei ihnen ist die wirkliche Zugehörigkeit zum eigentlichen Persisch mit Ausschluß anderer iranischer Dialekte nicht verbürgt, noch brauchen sie genau dieselbe Entwicklungsstufe des Altpersischen wie die Inschriften zu vertreten. Die sich aufdrängende Hypothese, daß die Sprache der Königsinschriften eine Hochsprache und altertümlicher war als die Alltagssprache des Volks, kann man nämlich nicht in der Weise von Schaeder (Iran. Beiträge I, 97/295) abtun; denn wenn dieser in polemischer Übertreibung den Begriff der „altertümlichen Hochsprache" mit „tote Sprache" umschreibt, dann ist das als ob man gar nichts von soziologischer Schichtung in Sprachen wüßte, die ja manchmal und mancherorts größere Abstände geschaffen hat als bei der Annahme eines altertümlichen Hochaltpersisch und eines volkstümlichen, schon zum Typus des Mitteliranischen tendierenden Altpersisch vorausgesetzt ist; und wenn Schaeder in diesem Zusammenhang nach der Tradition fragt, die eine solche Hochsprache geformt und getragen hätte, so tritt gerade hier die von ihm selbst in derselben Schrift anerkannte und angewandte These metrischer Gestalt der älteren Königsinschriften ein: wenn dieselben die Tradition volkstümlicher Heldendichtung oder versifizierter Königsgeschichte fortsetzten, so wäre das eine befriedigende Erklärung für das Verhältnis altertümlicher Sprachform in den Inschriften und fortgeschrittener Sprachform in den griechischen Wiedergaben. Hier also liegen Probleme, für deren künftige Klärung ein in seiner Weise so treffliches Buch wie das in Rede stehende zwar tüchtiges Handwerkszeug, aber wenig eigene Förderung bietet. Und die Hereinnahme der aramäischen Wiedergaben iranischer Wörter in die Grammatik des Inschriften-Persisch ist problematischer als B. wohl annahm; seine Behandlung des Einzelnen ist dabei nicht durchweg glücklich. Es ist z. B. (trotz Schaeder in der erwähnten Schrift) keineswegs sicher, daß nach dem Muster der Inschriftensprache NAVPT als *nāvapati* mit Zufügung eines inschriftlich zwar vorhandenen, aramäisch aber nicht geschriebenen *i* gelesen werden müsse.

Dies war aus Anlaß der allgemeinen Einleitung zu bemerken. In der Lautlehre erfordern die Mediae eine Besprechung.

Bei dem aus dem stimmhaften jüngeren Palatal hervorgegangenen Laut (umschrieben *ǰ*) handelt es sich um die Frage, ob er stets den Lautwert *ž* (wie in franz. *Jean*) hat, welcher für dies Zeichen in mehreren Fällen, besonders klar in einem, sichergestellt und anerkannt ist, oder ob daneben auch der Lautwert als Affrikata *dž* (wie in engl. *John*) anzunehmen ist. Meillet und Benveniste wollen für intervokalische Stellung den Lautwert *ž* anerkennen. Dem ist zuzustimmen. Meillet hält für möglich, daß das Zeichen einen einheitlichen Lautwert hatte, in diesem Falle also stets, auch anlautend, *ž*. Nur in der Stellung nach *n* — wofür im Altpers. kein sicherer Beleg vorhanden — müßte nach Meillet der Lautwert *dž* gewesen sein, da sich in späteren iranischen Idiomen *-nǰ-* (= *ndž*) und *-ndz-* (entsprechend der Verdünnung von *ž* zu *z*) findet; da habe sich die ursprüngliche Affrikata erhalten. Denn bei der Entwicklung von indo-iran. palatalisiertem *g* und *gh* zu *ž* ist die Affrikata *ǰ* (*dž*) als Zwischenstufe anzunehmen. Daß diese Zwischenstufe schon im Altpers. überschritten gewesen, die Entwicklung schon allgemein bei *ž* angelangt sein kann, hebt Meillet richtig hervor. Aber auch nach *n* braucht in den Fällen, wo wir mitteliranisch *dž* (*dz*) haben, die Affrikata nicht Erhaltung einer älteren Lautstufe zu sein, sondern es kann altpersisch, vielleicht auch schon uriranisch die Entwicklung auch in diesem Fall bei *ž* angelangt gewesen und speziell in der Verbindung *nž* die Affrikata mitteliranisch dialektisch neu entstanden sein.

Es ist ja bekannt, daß beim Übergang von Nasalen zu andern Lauten, die an derselben Stelle eine Enge haben, leicht der entsprechende Verschlußlaut eingefügt wird: *amfa* → *ampfa*; *anra* → *andra*; *ansa* → *antsa* und so *anza* → *andza*, *anža* → *andža* (Sievers, Phonetik § 804; Beispiele solchen Einschubs siehe bei Brugmann, Grundriß² I, 372 § 415; Wackernagel, Ai. Gramm. I, 282; Noreen, Abriß d. altnord. Gr. 139, § 247 a).

Erst in dieser konsequenten Durchführung und in dieser geschlossenen Einheitlichkeit gewinnt die von Meillet nur als eine von zwei Möglichkeiten aufgestellte Annahme von einerlei Lautwert des altpers. Zeichens Überzeugungskraft und rechte Bedeutung im Lautsystem.

Daneben aber hatte Meillet mit der Möglichkeit gerechnet, daß nur in der Stellung zwischen Vokalen *ž*, sonst aber (also vor allem anlautend) *dž* anzunehmen sei. Es ist ein Rückschritt, daß Benveniste nur diese Hypothese übernimmt. Dazu veranlaßt ihn der Glaube an die Ursprünglichkeit des *ǰ* (*dž*) nach *n*. Desgleichen nimmt er Erhaltung von altem *ǰ* in einigen Fällen von anlautendem *ǰ* in jüngeren iran. Sprachen an. Aber auch da kann die Affrikata durch Anlautsverstärkung aus einfachem Zischlaut hervorgegangen sein, wozu im folgenden aus dem Gebiet der Dentale Parallelen zu nennen sind (vgl. auch Brugmann Grundr.² I, 77, § 62 A.). Außerdem beruft sich B. dabei aufs Awestische. Dieses hat für den Vertreter des stimmhaften Palatals zwei Zeichen, die man als *ǰ* und *ž* umschreibt in der Annahme, daß sie die verschiedenen Laute *dž* und *ž* bedeuten. Das ist jedoch sehr angefochten, und bei der Kompliziertheit und Umstrittenheit so vieler Fragen der awestischen Schriftzeichen und ihrer Lautwerte muß man umgekehrt froh sein, wenn das Altpers. Unterlagen gibt für die Beurteilung altiranischer und dann weiterhin auch awestischer Lautwerte.

Wenn man nämlich die einfache und natürliche Ansicht festhält und durchführt, daß das altpers. Zeichen für den stimmhaften Palatal überall das gleiche, nämlich den einfachen Zischlaut bedeute, und die später belegte Affrikata unter Sonderbedingungen erst daraus entstanden sei, so ergibt sich ein schöner Parallelismus zu den andern stimmhaften Lauten, bei denen ähnliche Probleme bestehen.

Meillet und Benveniste nehmen an, daß die mit *b*, *d*, *g* umschriebenen Zeichen zunächst stimmhafte Verschlußlaute bezeichnen, daß aber in intervokalischer Stellung spirantische Aussprache derselben

(*β, γ, δ*) wahrscheinlich sei. Dies letztere wird gut begründet, aber die Ursprünglichkeit des Verschlußlautcharakters und dessen Erhaltung am Wortanfang dürfte nicht als selbstverständlich hingestellt werden. Die dentale Media, von der ich hier allein sprechen will, vertritt im Altpersischen nicht nur den indoiranischen Dental, sondern auch den indo-iran. (sog. älteren) Palatal. Bei einer Entwicklung von uriran. **zauštar-* (vgl. ai. *joṣṭṛ-*) übers Altpersische zu neupers. *dost* „Freund" muß man zwischen *z* und *d* die Zwischenstufe *δ* einschalten. Es ist also das Gegebene, dem altpers. *dauštar-* diesen Anlaut (*δ*) zuzuschreiben[1]. In diesem Fall ist die Spirans, und zwar anlautend ebenso wie in jeder andern Stellung das Ursprüngliche.

Der gleichgeschriebene Laut dentalen Ursprungs, der in der weiteren Sprachentwicklung genau dieselbe Entwicklung erfährt, der, wie noch niemand bezweifelt hat, den gleichen Lautwert hatte, muß also auch spirantisch gewesen sein, gleichfalls im Anlaut ebenso wie im Inlaut. Es ist auch kein Grund einzusehen, warum das nicht der Fall gewesen sein sollte. Es sind in ihm ursprüngliches, indoiranisches *d* und *dh* zusammengefallen: sehr wohl kann *δ* der Vereinigungspunkt dieser beiden Laute gewesen sein.

Bei den Dentalen ist nun weiterhin bekannt (Benveniste S. 61), daß der altpersisch anlautende stimmlose Spirant *θ* in der Entwicklung zum Neupersischen zu *t* geworden ist. Die genaue Parallele dazu ist, wie übrigens B. selber ganz richtig andeutet, der gleiche Vorgang bei den stimmhaften Dentalen: Reibelaut *δ* (ap. *δauštar-*) wird zu Verschlußlaut *d* (np. *dost*). Auch dies führt darauf, daß von der Spirans als dem Ursprünglichen auszugehen ist, und es kann keine Rede davon sein, daß „à l'initiale, il ne peut s'agir que des occlusives, telles qu'elles se sont conservées en persan". Man sieht weiterhin, daß dieser Entwicklung von anlautendem Reibelaut *δ* zu Verschlußlaut *d* ganz parallel geht die vorhin besprochene Entwicklung des Reibelautes *ž* zur anlautenden Affrikata *dž*.

Man weiß, daß Andreas die Mediae als Spiranten angesetzt hat. Ob meine Begründung, die sich absichtlich auf die vom Persischen allein gebotenen Anhaltspunkte, und auf Palatal und Dental beschränkt, seinen Ansichten ganz entspricht und ob sie ihm genügen würde, weiß ich nicht. Auch kommt es nicht darauf an, daß er recht behält, aber es zeigt sich, daß mit Berücksichtigung seiner Lehre die Betrachtungsweise vertieft und verlebendigt wird. Auch wo er die Begründung seiner Ansicht nicht veröffentlicht hat, lohnt es sich, diese selber zu suchen, und kann, auch wenn man ihm nicht in allem zustimmt, da und dort über das hergebrachte Schema der Lautlehre weiterhelfen. Und wo man glaubt ablehnen zu müssen, soll man sichs nicht allzuleicht machen, wie es B. S. 65 tut, wenn er die Lautgruppe *-šθ-* kurzerhand als phonetiquement impossible abtun will. — [illegible]

Einzelbemerkungen: S. 78 schwankt B., ob der Name des Smerdis als *bardiya-* oder *brdiya-* zu lesen sei; doch ist letzteres entschieden vorzuziehen. Auch ist es eine verschwommene Ausdrucksweise, daß die babylonische Umschreibung *bar-zi-ya* und das aram. *brzy* als Wiedergaben einer nordiranischen (wohl medischen) Nebenform des Namens auf Verwandtschaft desselben mit ai. *bṛhant-* aw. *bərəzant-* führen, da der Name doch deutlichermaßen die im Awesta belegte Vordergliedform *bərəzi-* enthält, und Kurzname ist von einem zweigliedrigen Namen wie aw. *bərəzyaršti-*, griech.-pers. Σμερδομένης (vgl. Bartholomae Wb. 946). — Die Schrift gestattet die Lesungen *amariyatā* und *amriyatā*; das erstere zieht B. vor (S. 114), ich wäre dagegen für das zweite, wie ich auch *akriya(n)tā* statt *akariya(n)tā* vorziehen würde. — Durch die neu gefundene Bauinschrift sind die Belege für den Aor. passiv auf *-i* vermehrt, den B. S. 118 darstellt. Die unregelmäßige Verteilung von Hochstufe: *ajaniy* und Dehnstufe: *adāriy* fällt auf. Es besteht Schwanken innerhalb des Altpers. selber (*akāniy* und *akaniy*) und bisweilen Verschiedenheit gegenüber dem Altindischen (ap. *akariy*, ai. *akāri*). Auch die awestischen Formen des Typs fügen sich nicht alle der im Altindischen geltenden Regel (Bartholomae, Grdr. I. a. S. 85, § 154), und das Ai. selbst kennt Schwankungen: *ajani* und *jāni*. Wenn sich für diese Verhältnisse auch anscheinend keine Regel noch Ratio geben läßt. wären sie doch in ihrer Besonderheit und Merkwürdigkeit klarer herauszuarbeiten gewesen. — Die Bemerkung S. 202, daß es mit dem kollektiven Gebrauch des Singulars von Völkernamen zusammenhänge, daß die Völkerschaften geradezu als *dahyāva* „provinces" bezeichnet werden, ist insofern unzutreffend, als *dahyu-* in sich die Bedeutungen „Land" und „Volk" vereinigt. Wenn Darius Bh. I. 19 die *dahyu's* seine *ba(n)dakā* „Knechte, Untertanen" nennt, und sagt, „sie brachten mir Abgaben", „sie taten, was ihnen von mir gesagt wurde", dann ist in dem Begriff *dahyu-* die Vorstellung der das Land bewohnenden Leute gegenüber der territorialen Vorstellung vorwaltend. Das entspricht dem Herkommen des Wortes (W. Geiger, Ostiran. Kultur, 428 A.), und auch das Awesta kennt die Bedeutung „Volk" z. B. Yt. 5, 54, 117; Yt. 8, 56, 58; Yt. 10, 8; Yt. 13, 21; Yt. 19, 56. — Daß *vazrka-* „groß" höchstwahrscheinlicherweise als *vazraka* zu lesen ist, dafür kann ich jetzt zu meiner Befriedigung auf Henning, Nachr. G. d. W. Göttingen 1932, 224 A. verweisen, der in dieser Ansicht mit mir zusammentrifft. Seine treffende Begründung dafür läßt sich vielleicht noch ergänzen durch den vergleichenden Hinweis darauf, daß besonders im Slavischen Adjektiva, die Größen- und Raumverhältnisse bezeichnen, vielfach dieses *-ko-*Suffix haben. — Wegen aram.-pers. *nyštn* siehe jetzt Andreas Nachr. Ges. d. W. Göttingen 1931, 14. — Zu S. 191, 221: Das Zutagtreten des instr. sg. des Demonstrativpronomens *tyanā* in Susa, Bauinschr. 42, ändert m. M. n. nicht die begründete Ansicht, daß *tyanā* in Bh. I. 13 Schreibfehler für *tyā* ntr. plur. ist. — Von Druckfehlerberichtigungen scheinen mir erwähnenswert: S. 9 Z. 3 'Αριζαντοί; S. 121, Z. 14 *āgrbī[ta]*; S. 213, Z. 13 v. u.: *hamissiyaibiš*.

Wenn sich die hier gegebenen Bemerkungen ungleich auf die Abschnitte des Buchs verteilen, so wäre hier kein Raum zu mehrerem, und erst künftige Studien, deren wertvolle Grundlage dies Buch sein wird, werden den Mitforschern zu weiteren Anknüpfungen Anlaß geben.

1) Das bedeutet selbstverständlich keine Datierung der anzunehmenden Zwischenstufe *δ* und ihres Überganges zu *d*. Ob der in oder nach der Achämenidenzeit, vor oder nach Darius sich vollzogen, ist hier gleichgültig.

Bellan, Lucien-Louis: Chah 'Abbas I. Sa vie, son histoire. Paris: Paul Geuthner 1932. (VII, 297 S.) gr. 8°. = Les grandes figures de l'orient, tome III. 75 Fr. Bespr. von W. Björkman, Berlin-Charlottenburg.

Der große Safavide durfte in einer Sammlung, die die großen Gestalten des Orients umfaßt, nicht fehlen. Die Darstellung seines Lebens (1571—1629) und Wirkens, wie sie hier

gegeben ist, ist ein Mittelding zwischen einer wissenschaftlichen Arbeit und einer für weitere Kreise berechneten Schilderung. Sie ist aber auf weite Strecken mit Einzelangaben und Namen so vollgestopft, daß man sie im Grunde nicht populär nennen kann, anderseits darf man sie bei dem völligen Fehlen von Einzelnachweisen aus den Quellen auch nicht als wissenschaftlich im eigentlichen Sinne bezeichnen. Da hilft auch das an sich gute und vollständige Literaturverzeichnis am Schluß nicht viel weiter, und die Inhaltsangaben der Kapitel sind so summarisch gehalten, daß es nicht leicht ist, Einzelheiten wiederzufinden oder dem Verfasser Irrtümer nachzuweisen. Im ganzen scheint die Darstellung zutreffend zu sein, und der Leser wird einen Eindruck z. B. von den Verwaltungsmethoden im damaligen Persien erhalten; sie unterscheiden sich nicht so sehr von denen der großen umliegenden Staaten, der Hauptgegner Persiens, die alle von Fürsten türkischen Stammes regiert wurden, den Osmanen, Moguls, Uzbeken, und wenn man gerade in Persien an Grausamkeit wohl alle anderen noch zu übertrumpfen scheint, so mag das mit an einem persischen Charakterzug liegen, der in der ganzen persischen Geschichte zu spüren ist. In die Zeit 'Abbās' fallen die berühmten Gesandtschaften der Brüder Sherley u. a., und es ist kulturgeschichtlich wohl eine der interessantesten Perioden in der persischen Geschichte. So dürfte das Buch auch über den Kreis der Orientalisten hinaus Interesse finden, und wohl niemand wird es ganz ohne Gewinn aus der Hand legen.

Südasien.

Hevesy, Wilhelm v.: **Finnisch-Ugrisches aus Indien.** Es gibt keine austrische Sprachenfamilie. — Das vorarische Indien teilweise finnisch-ugrisch. Wien: Manz 1932. (VIII, 383 S.) gr. 8°. Geb. RM 32 —. Bespr. von H. H. Figulla, Berlin.

Es muß gleich von vornherein zugegeben werden, daß die vorliegende Arbeit auch ihre Verdienste hat, selbst wenn das Endurteil nicht durchaus zustimmend ausfallen wird.

Ihr Verdienst besteht darin, daß Fragen aufgeworfen werden, die zweifellos berechtigt sind; daß aber die Beantwortung dieser Fragen schon methodisch fehlgeraten ist, muß leider im folgenden nachgewiesen werden.

Der Verf. scheint eine gute Kenntnis des Finnisch-Ugrischen zu haben; von den indischen Sprachen sind ihm aber offenbar nur das Santali und — cum grano salis — das Mundári geläufig. Nun ist aber die Quintessenz des ganzen Buches der Anspruch, auf indischem Boden eine vorarische Hochkultur nachgewiesen zu haben, deren Träger, die Munda-Völker, der finnisch-ugrischen Rasse einzugliedern seien. Hier sind zwei Einwände zu machen: 1. warum werden nur die Munda-Völker untersucht, die viel höher kultivierten Drawiden aber beiseite gesetzt? [Unzulänglichkeit der Basis!]; 2. warum wird der Vergleich nur zwischen räumlich so weit getrennten Elementen gezogen, während die dazwischen liegenden verbindenden altaiischen Völker außer acht gelassen werden? [Fehlerhaftigkeit der Beweisführung durch Sprung].

Das Buch zerfällt in 2 Teile: 1. Phonetik (S. 11—44) und Formenlehre (S. 45—110); 2. Wortgleichungen (S. 111—329), worauf auf S. 329—375 einige abschließende bzw. zusammenfassende Betrachtungen folgen.

Zum Einzelnen! Im vorbeigehen sei auf eine Entgleisung aufmerksam gemacht. S. 13 am Ende des 1. Absatzes ist zu lesen: „sogar suffigierte Verbalformen treten als Nomina auf: so bedeutet *abban a hiszemben* wörtlich „in dem ich glaube es", d. h. im Glauben; halász fischt und Fischer; félsz „Du fürchtest Dich" und Furcht, usw." Wenn man den vorderen Satz auch im Deutschen mit einem Substantiv übersetzen kann, so wird doch damit der Satz selbst noch lange nicht zum Substantiv; auch in bezug auf die beiden Einzelworte kann man nicht behaupten, daß eine Verbalform substantiviert worden sei. Der Verfasser hätte nur an seinen eigenen 2. Satz im selben Abschnitt denken sollen! Von hal-Fisch wird mit Hilfe des Suffixes ász ein neuer Wortstamm gebildet, dessen Begriffsinhalt sich auf den Fischfang bezieht, und zwar kann dieser Stamm sowohl als Substantivstamm gebraucht werden (daher: Fischer), wie auch als Verbalstamm, und da die 3. pers. kein Personalsuffix hat, so steht der Stamm auch für diese Person (daher: er fischt)! Es kann aber keine Rede davon sein, daß die Verbalform in substantivischer Funktion steht.

Wir übergehen einiges und bleiben auf S. 18 Absatz 2 wieder hängen. Hier bespricht H. die „reduzierten Laute, die Bodding für das Santali als ‚Resultanten' bezeichnet". Gemeint sind die „Schwundvokale" (so sagt der Indogermanist), bzw. das „Schwa" (so sagt der Semitist). Für die Ausführung dieses Absatzes ist allerdings Bodding verantwortlich, dem der Autor genau folgt. Es stimmt zwar, daß diese Laute immer in Nähe von *u* und *i* stehen, ob aber nicht doch die Betonungsverhältnisse eine noch gewichtigere Rolle spielen, bleibt noch zu untersuchen. Jedenfalls liegt kein Umlaut vor (u und i könnten ja schon gar nicht den gleichen Umlaut erzeugen!), wie H. meint, wenn er mit diesen Lauten S. 19 Abs. 1 echte finnische Umlaute vergleicht wie seräise-acutus, von sera-acies.

S. 20/21 wird die Vokalharmonie behandelt, ohne daß H. ein Wort darüber verliert, daß die altaiischen und drawidischen Sprachen dieselbe Erscheinung zeigen (nur in einem Zitat aus Sten Konow kommt einmal das Wort „ural-altaisch" vor). Am Ende dieses Abschnittes, bei Erwähnung der Demonstrativpronomina im Santal, vermißt man den Hinweis auf die gleichen Pronomina der Drawidasprachen.

Die Seiten 46—71 bringen Zusammenstellungen von Wortbildungssuffixen. Hier sind mancherlei

beachtenswerte Angaben gemacht, und doch ist der Abschnitt wieder auch recht unzulänglich. Als Beispiel: S. 46 oben bespricht H. unter „Deverbale Verbalbildung": A. Frequentativ-Suffixe. 1⁰ — Finnisch-ugrisch * -1; Magy. -1" Wortbildungen wie Finn. elä-: elä-lä-; Lapp. otso-: otso-le-; Vog. min-: min-il-; Magy. dob-: dob-al-. Damit vergleicht er Santalbildungen wie:

ḍhak (schieben): ḍhak-*la* (wiederholt schieben);
khab (plötzlich hineingreifen): khab-*la* (wiederholt greifen, fassen);
pạc (zurücktreten): pạc-*lạ* (sich nach hinten bewegen);
bohao (weggeschwemmt werden)}: buh-*el* (fortbahi, bohi, buhi (schwimmend) } schwimmen);
mesa misi (mischen): mes-*al* (dasselbe);
puy (aus einer schmalen Öffnung heraustreten): puyu-*l* (aus einer schmalen Öffnung einer nach dem andern entkommen).

Ist denn das ein- und dasselbe *l*-Suffix?

S. 71 werden unter dem Titel: „Nomen possessivum" (sic!) mit -i-suffix Wortbildungen besprochen wie Vog. täl (Winter) > täli (winterlich), Magy. világ (Welt) > világi (weltlich). Schon die Gleichung Páris (die Stadt) > Párisi (Pariser) können wir nicht für zugehörig halten; und ganz und gar nicht die zitierten Santalbeispiele: bilạt > bilạti (Europa > Europäer); Angrej > Angreji (England > Englisch), die ganz sicher Entlehnungen aus dem Arabisch-Persischen sind.

S. 73 werden unter „Komparation" die mannigfachsten Bildungen herangezogen, die gar nicht zur Sache gehören. Dafür sieht man, daß die Komparation in den beiden Sprachgruppen ganz verschieden ist. Die finnisch-ugrischen Sprachen haben echte Komparative (Lapp. baha = schlecht, bahap = schlechter; Magy. meleg = heiß, melegebb = heißer), während die Mundasprachen überhaupt keinen Komparativ haben. „Größer als du" heißt im Santali: Am khon maraṅ, d. i. von dir her groß. Ebenso bildet das Türk. senden büyük, und ganz ähnlich die Drawidasprachen (vgl. z. B. Vinson, Manuel p. 93f.).

Auch die Ähnlichkeit in der Pluralbildung verliert ihre Beweiskraft, wenn man bedenkt, daß das gleiche k-suffix auch sonst vorkommt, z. B. im Armenischen oder im Drawidischen (zu letzterem vgl. Caldwell, Comp. Grammar p. 246).

Sehr bemerkenswert sind die Zusammenstellungen über die Pronomina, obwohl auch hier mancherlei zu beanstanden ist. Daß die 3. pers. des Personalpronomens vom Demonstrativ-pron. getrennt ist, wollen wir als Ungeschicklichkeit hinnehmen. Schlimmer ist es, daß das Demonstrativpron. nicht einwandfrei dargestellt ist. Schon auf S. 21 war auf diese Kategorie hingewiesen (dort ist leider eine Fußnote ausgefallen! 13.), und auf die Ablautreihe e—o zur Bezeichnung naher und entfernter Dinge aufmerksam gemacht; freilich sind die dort genannten Beispiele Ortsadverbien. Kennt man die gleiche Unterscheidungsweise durch Ablaut im Drawidischen (Tam. iva*n* = dieser hier, ava*n* = dieser dort, [veralt. ova*n* = jener weit weg], eva*n* = wer?) und betrachtet man die Tabellen der Demonstrativa bei Bodding, Santali Grammar, p. 33—36, oder Hoffmann, Mundari Grammar, p. 26, dann sieht man, daß die Bezeichnung der Entfernung (sc. von der 1., 2. od. 3. pers.) in diesen Sprachen eine wesentliche Rolle spielt; und ob dieselbe Erscheinung in den finnisch-ugrischen Sprachen gleichfalls auftritt, das sucht man vergeblich. Im Türkischen (o, bu, šu) ist solch eine Unterscheidung durch Ablaut nicht bekannt. — Auch die S. 88 zitierten Exklusiv- und Inklusivformen sind keine „Besonderheit der Santali-Pronomina", sie sind den Drawiden ebenfalls bekannt. Sehr zu beachten ist noch der Abschnitt über die „Infigierung" S. 107ff., und trotzdem können wir dem Schlußsatz dieses 1. Teils nicht beistimmen; zwar, verwandtschaftliche Beziehungen sind wohl vorhanden, daran kann gar kein Zweifel sein; aber „daß (die Mundasprachen) zur finnisch-ugrischen Sprachenfamilie gehören", davon kann wiederum gar keine Rede sein.

Der zweite Teil bringt in großem Umfange „Wortgleichungen", d. h. Auszüge aus Wörterbüchern, und es ist allzu bekannt, was solche Zusammenstellungen wert sind, wie man mit ihnen alles und nichts beweisen kann, so daß wir hier nicht viele Worte darüber zu verlieren brauchen. Die vorliegende Wörtersammlung fällt keineswegs aus dem üblichen Rahmen heraus. Ehe nicht die historischen Urformen der Worte in der Einzelsprache nachgewiesen und die Lautgesetze erkannt sind, nach denen die Urworte in den verschiedenen Sprachen sich verändert haben, müssen solche Zusammenstellungen auf Grund der heutigen Sprachformen mit größtem Mißtrauen angesehen werden.

Wir verzichten darauf, den Schlußteil durchzuhecheln: auf jeder Seite könnte man 10mal „ja", und müßte man ebenso oft „nein" sagen; vieles, das in den Hauptteilen als möglich mit Fragezeichen hingestellt wurde, ist hier bereits zur konkreten Realität geworden, mit der als unwiderlegbarem Beweismittel gerechnet wird. Des Verfassers Ansichten über die Stellung des Prakrits zur vedischen Sprache, über das Verhältnis des Iranischen zum Sanskrit, über prähistorische Mission arischer Geistlichkeit in Indien vor der Einwanderung der Indogermanen (S. 330f., 336 usw.) und manches andere beruhen sicher auf Mißverständnis der benutzten Quellen. — Wir strecken die Waffen.

Rachmati, Dr. G. R.: **Zur Heilkunde der Uiguren.** Berlin: Akademie der Wissensch., in Komm. bei W. de Gruyter & Co., Berlin 1930. (25 S., 2 Taf.) 4⁰ = Sonderausgabe a. d. Sitzungsberichten d. Preuß. Akademie d. Wiss., Philos.-hist. Klasse 1930, XXIV. RM 4—. Bespr. von Georg Sticker, Würzburg.

Ein uigurisches Arzneibuch aus der Sammlung der Turfanfunde (Berlin T I D 120), bisher nicht datierbar, nach Material und Schreibweise „aus jüngerer Zeit", jedoch nach der Meinung des Übersetzers „eine Probe türkischer Volksmedizin, vom Leben selbst geschaffen und auf Jahrhunderte alter Erfahrung begründet, mit Einflüssen aus Osten und Westen".

Für den Arzt liegt zunächst nichts weiter vor als eine Rezeptensammlung ohne besondere Ordnung, willkürlich zum Hausgebrauch oder zur Überlieferung zusammengestellt, so wie sie von Heilbeflissenen in allen Zeiten und an allen Orten gesammelt wird; Mittel wider die alltäglichen Leiden und Beschwerden von Kopf bis zu Fuß: wider Kopfweh, Augenleiden, Ohrenleiden, Zahnweh, Schnupfen, Husten, Atemnot, Herznot, Bauchweh, Durchfall, Hautschäden, Ausschläge, Warzen, Geschwüre, Geschlechtsschwäche usw. Dawider „sichere Heilmittel" aus allen Reichen der Natur, unzubereitet oder zubereitet, frisch oder getrocknet, roh oder gekocht, zu Pulver gemacht, gemischt usw. Aus dem Steinreich: Erde vom Kreuzweg, Steinsalz, Salmiak, Bleiweiß, Quecksilber, Asche. Aus dem Pflanzenreich: Körnerfrüchte,

Baumfrüchte, Beeren; Gewürze, Pfeffer, Zimmt, Kümmel, Anis, Safran; Harz, Honig, Sesamöl, Leinöl; Bier, Wein, Essig. Aus dem Tierreich: Haupthaar vom Menschen, Hundehaare, Hasenhaare, Igelhaut, Schlangenhaut, Schlangenkopfperlen(?), Horn vom Hirsch, Rind, Schaf; Menschenfleisch, Bockfleisch, Schwalbenfleisch, Sehne(?); Kuhmilch, Schafmilch, Hundemilch; vergorene Milch, Butter, Käse; Hühnerei; Kuhmist, Pferdemist, Wolfskot, Katzenkot, Taubenmist; Galle von Mensch, Stier, Hirsch, Bock, Schwein, Ziege, Wolf, Hase, schwarze Maus, Rebhun, Taube, Fisch; Hirn vom Rebhuhn; Moschus, Bibergeil. Also Dinge, wie sie als Heilmittel bei allen Völkern aller Zeiten empfohlen worden sind und noch empfohlen werden; im alten Ägypten, in Babylonien, Indien, Iran, Arabien, in hippokratischen und galenischen Schriften, in den Hausarzneibüchern und Geheimmittelbüchern des mittelalterlichen Europas, bei den primitiven Völkern aller Erdteile; dem Stoff nach verschieden je nach Umwelt und Gelegenheit von außen her; Mittel, von denen kein einziges eine besondere sichere Heilkraft hat, aber jedes tröstlich und lindernd wirkt, wenn es dem Kranken als „Heilmittel" äußerlich oder innerlich empfohlen wird, und wenn der Kranke daran glaubt, weil es „uralt" oder auch „ganz neu" ist, wenn der Heilbeflissene versichert, es sei „erprobt"; wenn es vom „Erfahrenen" zubereitet und gar aus fernen Ländern und mit besonderer Mühe herbeigeschafft ist.

Endgültig zu entscheiden, was im Einzelnen von den genannten Dingen die Uiguren ortständig erprobt oder von Osten und Westen her bezogen haben, dürfte nur dem gelingen, der bestimmt wüßte, an welchem Platz das Buch geschrieben und ob und wann es in Gebrauch gekommen ist. In der merkwürdigen Erdsenke von Turfan, die zum Meeresspiegel reicht, sind ja vielleicht(?) Früchte wie „Weintrauben", „Pflaumen", „Maulbeeren" zu finden; aber in den Steppen des Tarimbeckens und des umliegenden Hochturkestan nicht; Knoblauch und Zwiebeln wachsen hoch oben; aber die Gewürze müßten wohl aus Indien herbeigebracht werden. Unter den umständlicheren Kuren mit den genannten Mitteln, ist keine, die nicht anderswo bekannt wäre. Zum Beispiel das Heilverfahren gegen Stimmlosigkeit, eine „zollange Traube" (Weinbeere??, Stachelbeere?) mit Pfefferkörnern gefüllt, gebraten, dann zwischen den Zähnen ausgelutscht, kommt mit Variationen in deutschen Landen wie in Arabien und Indien vor. Die Empfehlung von Fischgalle bei Augenleiden ist aus dem Büchlein Tobias bekannt; in der wasserlosen Wüste aber gelobt der Inder keine Fische zu essen; also nimmt er mit der Galle anderer Tiere vorlieb. Die Beachtung des Mondwechsels bei sympathetischen Warzenkuren steht seit Jahrhunderten in jedem astrologischen Kalender. Über die Anwendung von Heilmitteln vom menschlichen Körper, Anspeien, Bepissen mit Harn, Bestreichen mit Kot, unterrichtet Paullinis „Heilsame Dreckapotheke" noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts; aber sie fehlt in keinem Zeitalter und in keinem Lande. Zu Anfang der römischen Kaiserzeit hat der Arzt Xenocrates aus Aphrodisias ein dickes Buch darüber geschrieben; woraus Galenos zahlreiche Einzelheiten mitteilt, um seine Verwunderung auszusprechen, daß in dem wohlgeordneten Römerreiche die scheußlichen und dazu entbehrlichen Kuren mit Menschenfleisch, Menschenblut, Menschenhirn, Menschengalle und so weiter geduldet werden; und Plinius verflucht den Magier Ostanes, daß er solche „Medicin" zu den Hellenen und Römern gebracht hat. — Kurz gesagt, das uigurische Arzneibuch enthält nichts anderes als primitive Elementargebräuche, welche überall im Alten Kontinent zu finden sind und welche Volkseigentümlichkeit nur scheinbar annehmen da, wo eine besondere Umwelt, Himmelsstrich, Lebensart, Flora, Fauna usw., abgesondertes Volksleben oder Verkehr mit Fremdvölkern, die Wahl der „Heilmittel" bestimmen und beschränken oder erweitern. Als Sprachurkunde und als Beitrag zum Wörterbuch der Uiguren behält es gewiß seinen Wert; auch als Gruß aus dem zu wenig bekannten Ländchen Turfan.

---

1. **Qadri**, Mohiuddin: **Hindustani Phonetics.** A phonetic study of Hindustani language as spoken by an educated person of Hyderabad Dn. Zu beziehen durch Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., London [1930]. (116 S.) kl. 8°. 4 sh. 6 d.

2. **Bate, J. D.: A Dictionary of the Hindee Language.** Second Edition. Allahabad: Indian Press. (III, 810 S.) gr. 8°. Re. 6. Bespr. von J. C. Tavadia, Hamburg.

1. In den letzten Jahren sind zum ersten Male phonetische Darstellungen der verschiedenen neuindischen Sprachen erschienen, einige davon aus der Feder indischer Gelehrter, aber alle unter englischer oder französischer Leitung und nicht unter deutscher, was eigentlich sonderbar ist. Auch Q.s Arbeit ist das Resultat seiner Studien in London und Paris. Der einleitende Teil, über die geschichtliche Entwicklung der Urdu oder Hindustani Sprache und über die Unterschiede zwischen den nördlichen und südlichen Formen derselben, stammt aus einem Teil der Dissertation des Verf.s zur Erlangung des Doktortitels der Universität London, während der eigentliche phonetische Teil hauptsächlich in Paris ausgearbeitet worden ist. — Die grammatische Grundlage der Urdu-Sprache ist im allgemeinen die des „Braj"-Dialektes von Delhi. Aber Prof. Shirani aus Lahore hat in seiner Schrift *Panjāb ēm Urdū* versucht zu zeigen, daß Urdu mehr mit Panjabi als mit „Braj" verwandt sei. Q. hätte seine Beweise anführen sollen, da jene Schrift hier kaum zugänglich sein kann. Man hätte dann besser urteilen können. Q. gibt zu, daß die Urdu-Sprache im Panjab angefangen haben mag, aber der Ort der Entwicklung war Delhi. Die Panjabieigentümlichkeiten kann man in dieser Weise erklären. Diese sind nach Q. in größerem Umfange in dem Dekkhani-Dialekt vorhanden, weil Urdu vor der Delhi-Entwicklung dorthin verpflanzt wurde. Leider gibt Q. keine genaueren Angaben, welche von den von ihm angeführten Dekkhani-Eigentümlichkeiten auch in Panjabi vorhanden sind. Im Gegenteil, mehrere davon (und nicht nur eine, wie er hinzufügt) sind in südlichen Sprachen, wie Marathi und Gujarati zu finden. Die Entwicklungsfrage ist nicht ohne die Kenntnis der verschiedenen Schwesterdialekte zu lösen. Dazu muß man kritische — d. h. nicht einfach durch Pandits, Maulavis oder auch westlich Gebildete verbesserte — Ausgaben der alten Texte besitzen. Ebenso muß man die Sprechweise der Leute kennen, denn die modernen literarischen Schreibungen sind oft nur künstlich und haben keinen Anspruch auf Wirklichkeit. Wir wissen nicht, was Q. in dem übrigen Teil seiner Dissertation behandelt hat. Immerhin haben wir hier wichtige Angaben über den Dekkhani-Dialekt der Urdu-Sprache. Grierson z. B. konnte diesen Dialekt nicht ausführlich behandeln, weil der Haiderabad-Staat, wie auch andere Staaten, nicht im Plane des Linguistic Survey lag.

Nach J. Bloch, der eine Einleitung zu Q.s Buch geschrieben hat, ist die phonetische Darstellung das Originellste. Q. beschreibt mit Hilfe von Zeichnungen zuerst die Vokale und Diphtonge und ihre Nasalierung; dann die Konsonanten und ihre Assimilation, und zuletzt die Betonung und Intonation. Es muß gesagt werden, daß der Verf. aus dem Dekkhan (Haiderabad) stammt und daher nicht alle Einzelheiten für das nördliche Hindustani stimmen. Daß seine Sprache dort auch verstanden wird, ist für diesen Punkt ohne Belang. Wie Bloch wünschen auch wir dem Verf. nicht nur Leser, sondern auch Rivalen.

2. Diese neue Ausgabe des bekannten Hindi-Wörterbuches von Bate wird jedem, der mit dieser Sprache sich irgend wie beschäftigt, willkommen sein. Es ist das einzige ausführliche Wörterbuch, die anderen sind nur für die Schulen in Indien bestimmt, und Platts Werk ist nicht nach Nāgarī Buchstaben geordnet und ist auch außerdem sehr teuer. Natürlich muß das große Lexikon von *Nāgarī Pracāriṇi Sabhā*, das mir nicht zugänglich ist, noch ausführlicher sein, aber es ist nur in Hindi. In der jetzigen Ausgabe sind viele neue Wörter und Phrasen des allgemeinen Gebrauches hinzugefügt; andere aber, die „practically obsolete" geworden sind, sind aus dem Werke gestrichen. Der Herausgeber hat dabei nur an die praktische Seite und nicht an die wissenschaftliche gedacht; trotzdem hoffen wir, daß das Werk dadurch nicht viel verloren hat. Der Verlag hat sich sicher durch diese billige und trotzdem gute Ausgabe ein Verdienst erworben.

Ostasien.

Ligeti, Louis: Rapport préliminaire d'un voyage d'exploration fait en Mongolie chinoise, 1928—1931. Publié par la Société Kőrösi-Csoma, Budapest 1933; in Komm. O. Harrassowitz, Leipzig. (64 S., 12 Taf.) 4°. Bespr. von N. Poppe, Leningrad.

Die innere Mongolei gehört trotz allem bisher Geleisteten zu den nur allzu mangelhaft erforschten Gebieten Asiens. Besonders spärlich ist unsere Kenntnis der dortigen Völkerschaften und ihrer Sprachen, da bisher nur sehr wenige Forscher ihnen ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Dr. Ligetis erfolgreiche Reise, die er in wenig bekannte Teile der inneren Mongolei unternommen hat, bereichert wesentlich unsere Kenntnis dieses Landes. Dr. Ligeti hat einerseits eine Reihe von Gegenden in der Richtung von Pei-p'ing über Kalgan und Ta-T'ung-fu nach Kuku-khoto und andererseits die Gebiete der Tschakharen, der Khartschin, Ognut, Ukhan und Tumut besucht. Außer der inneren Mongolei hat Dr. Ligeti den größeren Teil der nördlichen Mandschurei kennen gelernt.

Da das Hauptziel der Reise die Erforschung des Lamaismus war, hielt sich Dr. Ligeti vornehmlich in den bedeutendsten Klöstern der genannten Gebiete auf. In seinem höchst interessanten und mit großer Sachkenntnis geschriebenen Reisebericht teilt jedoch Dr. Ligeti außerdem viel Neues über die mongolischen Stämme und ihre Mundarten mit. Wertvolle Handschriftenfunde, von welchen er uns mitteilt, bieten Neues für die Geschichte der mongolischen Literatur.

Obgleich die innere Mongolei in geographischer Hinsicht auch früher einigermaßen erforscht war, war unsere Kenntnis ihrer administrativen Einteilung unvollständig. Dr. Ligeti gibt auf den Ss. 14—20 eine sehr genaue Übersicht der innermongolischen Stämme und ihrer Gebiete und ergänzt und verbessert die früheren Angaben, die seit dem Erscheinen von Wl. Kotwicz „Kurze Übersicht der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Mongolei" (St. Petersburg, 1914, russisch) immer nur dasselbe enthalten.

Im zweiten Kapitel des Reiseberichts lesen wir von einigen Geschichtswerken, die in der Fachliteratur nicht erwähnt werden. Zu solchen gehört z. B. *Yeke Yuwan ulus-un manduysan törü-yin köke sudur.*

Außer Geschichtswerken hat Dr. Ligeti viele andere Bücher und Handschriften gesammelt. Sehr reich ist die von ihm gemachte Sammlung der chinesisch-mongolischen Schriften. Ungemein kostbar ist seine Handschriftensammlung, welche unter anderem eine alte *Pañcarakṣā-* und *Subhāṣitaratnanidhi*-Übersetzung enthält. Die von Dr. Ligeti mitgebrachten Schriften bilden eine höchst wertvolle Sammlung, die eine ganz besondere Aufmerksamkeit der Mongolisten verdient.

Noch viel weniger bekannt als alles übrige in der inneren Mongolei sind die innermongolischen Mundarten gewesen. Das einzige, was wir im Laufe von vielen Jahren besaßen, war die Arbeit von A. D. Rudnev „Materialien zu den Mundarten der östlichen Mongolei" (St. Petersburg, 1911, russisch), zu welcher wir jetzt noch die Arbeit von A. Mostaert „Le dialecte des Mongols Urdus" (Anthropos XXII, 1927) hinzufügen können. Während die zweite ganz ausgezeichnet ist und zu den glänzendsten Leistungen auf dem Gebiet der mongolischen Sprachwissenschaft gehört, bildet die zuerst genannte Arbeit einen schwachen und vollständig unbefriedigenden Versuch einer Beschreibung der innermongolischen Sprachen. Dr. Ligeti hat beweiskräftig gezeigt, daß mit Rudnevs Arbeit jetzt nichts mehr anzufangen ist. In dem inhaltsreichen Reisebericht finden wir sehr genaue Mitteilungen über die Eigentümlichkeiten vieler Mundarten und unter anderem Beobachtungen über die Sprache der Daguren, welche früher irrtümlicherweise zu den Tungusensprachen gezählt wurde.

Dr. Ligetis Reisebericht ist so reichhaltig und mit einer so großen Sachkenntnis geschrieben, daß das Lesen desselben einen seltenen Genuß bereitet.

Mody, N. H. N.: A Collection of Japanese Clocks. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., und Kobe: J. L. Thompson & Co. 1932. (XIV, 27 S. engl. u. 27 S. jap. Text. 135 Taf.) 4°. Bespr. von Ludwig Bachhofer, München.

Wie der Verfasser im Vorwort ganz richtig bemerkt, haben japanische Uhren bisher kaum in der europäischen Literatur Beachtung gefunden. Jeder, der sich mit ostasiatischen Dingen abzugeben hat, kannte wohl das eine

oder andere Stück, aber verstanden hat er es wohl in den seltensten Fällen.

Die mechanischen Uhren Japans gehen auf europäische Anregung zurück. Die Änderungen, die der japanische Uhrmacher vornehmen mußte, um das europäische Werk mit seinem Zwölfstundenzifferblatt der ostasiatischen Zeitrechnung anzupassen, werden nach einer kurzen Erklärung dieser Zeitrechnung im Text besprochen, auch werden die verschiedenen Typen und ihre Eigenarten aufgezählt.

Der Schwerpunkt liegt im Abbildungsteil, wo ganz ausgezeichnete Aufnahmen mustergültig reproduziert und auf dem Deckblatt ausführlich beschrieben werden. Das Material, das allem Anschein nach der Sammlung des Verfassers entnommen ist, besteht nicht nur aus mechanischen Uhren, sondern aus allen möglichen Arten von Zeitmessern; es bringt auch Kompasse und astrologische Instrumente.

Dem Autor, der sich mit so großer Liebe dieses ausgefallenen Gebietes angenommen hat, gebührt für diese Publikation Dank und Anerkennung.

Afrikanistik.

Pilhofer, G.: Grammatik der Kâte-Sprache in Neuguinea. Berlin: Dietrich Reimer; Hamburg: C. Boysen 1933. (175 S.) gr. 8°. = Beihefte zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen, hrsg. von C. Meinhof, 14. Heft. RM 14 —. Bespr. von Christian Keysser, Neuendettelsau/Bay.

Als die ersten Missionare vor rund 45 Jahren zu den Kâte kamen, trafen sie ein Volk auf sehr niedriger Kulturstufe an und erwarteten dementsprechend auch eine rohe und armselige Sprache. Im Laufe der Jahre aber fanden sie nicht nur einen reichen Wortschatz[1], sondern auch eine erstaunliche Fülle der grammatischen Formen und solche Feinheiten des Ausdrucks, daß die Sprache sich als ein Kunstwerk offenbarte, wie man es bei nackten Urwaldmenschen niemals vermutet hätte, zumal auch für geistige Begriffe die Ausdrücke keineswegs fehlten.

Daß nicht schon längst eine Bearbeitung der Sprache veröffentlicht wurde, liegt ebensosehr in der bescheidenen Zurückhaltung der Missionare begründet wie in der klaren Erkenntnis von ihrer unzulänglichen linguistischen Ausbildung. Sie sind keine Fachwissenschaftler. Zudem wollte man erst dann hervortreten, wenn volle Klarheit auch über die letzten Dunkelheiten erreicht sei. Es besteht ja die Tatsache, daß man im Laufe der Jahre durch die unmittelbare Arbeit am Volke eine Sprachfertigkeit und sogar ein Sprachgefühl zu gewinnen vermag, das selbst die noch nicht völlig geklärten Formen instinktiv richtig zu handhaben versteht, ohne sich immer darüber Rechenschaft geben zu können, warum dieser Ausdruck richtig und jener falsch ist. Darum ist es außerordentlich zu begrüßen, wenn die Vertreter der Wissenschaft daheim die Verbindung mit den Arbeitern draußen unter den Völkern aufrecht erhalten. In diesem Sinne hat der Verfasser sein Werk dem Südseesprachforscher Prof. Dr. Dempwolff gewidmet, dem wir Männer der Praxis viel theoretische Anregung verdanken.

Durch diese Zusammenarbeit ist in der vorliegenden Grammatik ein Werk entstanden, das in der Tat sämtliche Eigenarten des Sprachbaues lückenlos berücksichtigt und das die vorhandenen Sprachfeinheiten sowie die oft recht schwierig zu klärenden Unterschiede gewisser Ausdrücke restlos darstellt. Es sei z. B. auf die Possessivformen § 143 ff. hingewiesen, besonders auf § 149 über den Unterschied der beiden Suffixe *ne* und *ticne*. Oder auf das Kapitel von den Korrelationen § 174—215, wo eine ganze Reihe solcher Feinheiten behandelt ist und wo einige der größten Schwierigkeiten der Kâtesprache ihre Lösung gefunden haben. Oder auf § 409 über die Bildung von Eventualsätzen. Man mag irgend ein Kapitel hernehmen, überall hat man den Eindruck unbedingter Vollständigkeit. Nichts ist vergessen oder übersehen. Auch alle Nebensächlichkeiten sind sorgfältig registriert. Als charakteristische Beispiele dafür seien die Wortbildungslehre durch Reduplikation und Iteration § 236 ff. und die §§ 341—351 der Satzlehre genannt. Infolge der Fülle des Gebotenen eignet sich die Grammatik nicht für Anfänger. Für solche hat der Verfasser eine kleine „Formenlehre der Kâte-Sprache" geschrieben, die Dempwolff herausgegeben hat und die in der Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen Band XVII (1926/27) veröffentlicht worden ist. Einen wahren Genuß bedeutet für den Kenner der Sprache etwa der Abschnitt über den Stil § 429—440. Da hört und sieht man den Papua, wie er leibt und lebt.

Bei einigen Kapiteln möchte man eine Art systematischer Übersicht über die Formen wünschen, was gewiß zur Klarheit beitragen würde, ähnlich wie bei der Aufführung der Verbformen. Das gilt besonders für die Reduplikationen und Iterationen § 236—255, wozu noch die §§ 130 und 131 u. a. m. zu rechnen wären. In bezug auf manche Kleinigkeiten kann man etwas anderer Meinung sein als der Verfasser. Wenn § 231, 1 gesagt wird, *tinac* drücke die Scheinbarkeit aus (im Unterschied von *inguc*, das die Ähnlichkeit bezeichne), so kann man auch umgekehrter Ansicht sein, nämlich, daß *tinac* die Ähnlichkeit bedeute und *inguc* die Scheinbarkeit. Als Beweis dafür kann geltend gemacht werden, daß *tinac* auch redupliziert vorkommt: *titinac*, wodurch ein geringerer Ähnlichkeitsgrad ausgedrückt wird. Bei *inguc* dagegen fehlt die Reduplikation, weil sie — beim Ausdruck der Scheinbarkeit — keinen Sinn hat. *Hâmocne ingucne* ist „scheintot". Dagegen *hâmocnetinac* „er sieht (so schlecht) aus wie ein Toter". Oder — um noch ein Beispiel anzuführen — man könnte fragen, ob Destinativ (§ 118c) wirklich in allen Fällen die treffende Bezeichnung für die

1) Wörterbuch der Kâte-Sprache von Christian Keysser, 7. Beiheft zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen, Berlin 1925.

Suffixe *le* und *te* ist. Wenn z. B. auf die Frage: „Wessen Messer ist das?" die Antwort erteilt wird: *mamacte* „des Vaters", so kann hier nicht wohl von einer „Zweckbestimmung" die Rede sein.

Jedenfalls aber haben wir hier eine reife Frucht der Forschertätigkeit vor uns, zu der man den Verfasser nur aufrichtig beglückwünschen kann. Das Papier ist gut, der Druck schön, sauber und fehlerfrei.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Litterae Orientales 1932:

52 1—11 A. Rücker, Anton Baumstark zum 60. Geburtstag. — 12—28 S. Przeworski, Die archäologischen Forschungen im vorgriechischen Kleinasien seit 1922.

1933:

53 1—5 E. Erkes, Über den heutigen Taoismus und seine Literatur. — 6—8 J. Németh, Der Schatz von Nagy-Szent-Miklós. — 9f. J. Schick, Das Corpus Hamleticum.

54 1—16 H. v. Mžik, Neue Gesichtspunkte zur Würdigung der Bedeutung der „Geographie" des Klaudios Ptolemaios für die Orientalistik (mit einleitenden Abschnitten der „Weltschau" des [Pseudo-]Moses Xorenaçi in deutscher Übersetzung). — 16—9 G. Jacob, Der Name Jacob. R. P.

55 1—6 F. v. d. Velden, Der nordafrikanische Untergrund der keltischen Sprachen (wird auf Grund von Wortgleichungen wie „air. *tre-n* stark ... nub. *tir-ti* Besitzer, Herr" oder „air. *duine* Mensch ... Dahome *sunu* Mensch, Mann" nachzuweisen gesucht). E. L.

56 1—4 O. G. von Wesendonk, Zur ältesten persischen Geschichte. R. P.

Mélanges de Philologie orientale publiés à l'occasion du Xe anniversaire de la création de l'Institut Supérieur d'Histoire et de Littératures Orientales de l'Université de Liège. 1932:

57—66 Jean Capart, L'usurpation des monuments dans l'antiquité égyptienne (bes. durch die Ersetzung des urspr. Namens durch den des Usurpators zwecks Erfüllung der Figur mit dessen Ka). Wr.

Mélanges de l'Université Saint-Joseph 16 1932:

1 1—63 (mit 11 Tafeln) S. Ronzevalle, Notes et études d'archéologie orientale, deuxième série III: Hélioseiros (der zweite Teil dieses auf Münzen von Chalcis — sub Libano? — vorkommenden Gottesnamens ist wohl griechisch σείρ σειρός = Sonne und Syrius, wobei vielleicht der babyl. Gottesname *šēr* mit anklingt: es handelt sich um die Darstellung eines Typs des Fruchtbarkeit gebenden, siegreichen Sonnengottes). — Sur l'origine du „signe de Tanit" (die Identität des nordafrikanischen Symbols mit dem ägyptischen *'nḫ*-Zeichen wird durch die phönizisch-syrischen Zwischenglieder sichergestellt; Fortleben des Symbols bis in christliche Zeit durch z. T. ganz neue Beispiele aufgezeigt). — Le prétendu „char d'Astarté" et son „bétyle" dans la numismatique de Sidon 1 (sorgfältige Analyse des Bildbefundes, der ergibt, daß dieser nichts mit Astarte zu tun hat, sondern aus Sonnensymbolen besteht).

2 67—71 (mit 1 Tafel) S. Ronzevalle, Bronze syrien (im syrischen Kunsthandel aufgetauchtes, meist für eine Fälschung gehaltenes, bisher einzigartiges Beispiel einer Art Standartenspitze für religiöse Prozessionen, die Trias von Heliopolis darstellend).

3 75—117 (mit 1 Tafel) R. Mouterde, Inscriptions grecques de Souweida et de 'Āhiré (die in der zweiten verwandte Ära von Boṣrā beweist die Zugehörigkeit der Trachonitis um 225 zur Provinz Arabia). — Mission épigraphique et relevés archéologiques en Syrie 1931 (11 meist neue Inschriften, die älteste, unweit Tyrus gefundene von dem Ätolier Dorymenes, dem Feldherrn des Ptolemaeus IV; archäologische Notizen über Ġerāde, unweit el-Bāra, Ḥarba'āra, Hawārīn und ihre Umgebung).

4 121—65 R. Mouterde, Les versions syriaques du tome de Saint Léon (Edition zweier unabhängiger syrischer Übersetzungen aus dem Griechischen; die eine aus der vatikanischen Hs. Borgia 82, die selbst eine Abschrift einer nestorianischen Sammel-Hs. von Elqoš ist, war bereits von Bedjan herausgegeben; sie ist ungeschickt übersetzt, lückenhaft und schlecht überliefert; die zweite neue stammt aus der 723 geschriebenen melkitischen Sammelhandschrift Br. Mus. Or. 8606 und scheint bis ins 5. Jh. zurückzugehen; es ist dieselbe Übersetzung, die den Zitaten bei monophysitischen Schriftstellern zugrundeliegt; sie ist gut, der Text sehr sorgfältig geschrieben. Der Herausgeber fügt eine Kollation der beiden Übersetzungen mit dem griechischen Text und Proben aus den Zitaten des Textes bei).

5 169—217 (mit 14 Tafeln) A. Bergy, Le Paléolithique ancien stratifié à Rās-Beyrouth (der Nachweis des unteren Palaeolithicum und damit eine der europäischen Vorgeschichte parallele Folge der Kulturen wird durch Vorführung der Funde von zahlreichen Fundstätten bei Beirut unter sorgfältigster Prüfung der geologischen Verhältnisse geführt).

6 219—74 Bibliographie (besonders reich an Neuem sind die Besprechungen des Führers des Musée national syrien de Damas und von Honigmanns Art. Syria in Pauly-Wissowa durch R. Mouterde). R. H.

Mercure de France 243 1933:

835 5—36 A. Legendre, La solution du conflit sino-japonais.

246 1933:

846 583—96 G. Bonneau, Chansons dans la Campagne ou le Paysan japonais [le chanson de Gombei]. E. B. P.

Metropolitan Museum Studies 4 1933:

2 151—62 M. S. Dimand, An early cutpile rug from Egypt (mit 14 Abb. und einer Farbentafel). — 163—7 Colin G. Fink, and Arthur H. Kopp, Ancient Egyptian antimony plating on copper objects (mit 6 Abb.). — 169—78 Gisela Richter, Lydos (mit 20 Abb. und 1 Tafel). — 179—97 Joseph M. Upton, A manuscript of „The Book of the fixed stars" by 'Abd ar-Raḥmān aṣ-Ṣūfī (mit 51 Abb.). W. Schubart.

Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen 35 1932:

I. Ostasiatische Studien:

1—73 St. Balázs, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der T'ang-Zeit (Fortsetzung — s. Jahrg. 1931 — Sklaverei; Die ökonomische Rolle der buddhistischen Kirche; Geld- u. Münzwesen: Bergbau- u. Erzgewinnung, Münzpolitik u. Falschmünzerei, Münzmonopol u. Geldentwertung, Papiergeld; Handel u. Staatswirtschaft: Verkehrswesen, Post, Nachrichtendienst, Gütertransport, Binnen- u. Außenhandel, Monopolwirtschaft in Salz, Tee, Wein, Magazinsystem u. Preisregulierung, Wirtschaftsgesinnung; ein Anhang soll folgen). — 74—105 W. Eberhard, Zur Landwirtschaft der Han-Zeit (Grundbesitz u.

Reformpläne, Technik des Ackerbaus, Ackergerät, Rind, Bewässerung, Bevölkerung u. Ertrag, Produktenpreise, Kulturpflanzen, Nahrungsmittel, Haustiere). — 106—35 E. Haenisch, Beiträge zur Geschichte der Chinesischen Umgangssprache (A. Wortschatz, B. Grammatik: Substantiv, Pronomen, Adverb, Kopula, Verbum, Satzfrage, Redeabschließende Verbindung, Wortstellung, C. Idiome — mit Beispielen). — 136—211 W. Trittel, Siamesisch-deutsches Wörterverzeichnis juristischer Fachausdrücke.
F. E. A. Krause.

II. Westasiatische Studien:
1—16 Fr. Babinger, J. H. Mordtmann zum Gedächtnis (mit einer Liste der Veröffentlichungen M.s und einem Bildnis). — 17—99 E. Mittwoch, Die amharische Version des Soirées de Carthage, übersetzt und mit Anmerkungen versehen (wortgetreue Übersetzung des MSOS 32, Westas. St. S. 99—192 veröffentlichten amharischen Textes. Die dort angekündigte Einleitung, die zugleich den endgültigen Beweis dafür bringen soll, daß die Zar'a Jā'qōb und Walda Ḥejwat zugeschriebenen philosophischen Schriften von Pater Giusto da Urbino, dem Übersetzer der Soirées de C. ins Äthiopische, verfaßt sind, wird in Abessinische Studien II erscheinen). — 100—27 Fr. Babinger, Sir Anthony Sherley's persische Botschaftsreise. — 128—48 Fr. Babinger, Sir Anthony Sherley's marokkanische Sendung (über beide Aufsätze s. besondere Anzeige von Babinger, Sherleiana). — 149—61 W. Björkman, Schwedisch-türkische Beziehungen seit 1800 (Überblick über die diplomatischen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen Beziehungen bis zur Gegenwart: Fortführung der Arbeit in der Jacob-Festschrift S. 9—23). — 162—76 G. Jäschke, Die türkisch-armenische Grenze und der Friedensvertrag von Gümrü (nach ausgezeichnet dokumentierter Einleitung über die Entwicklung der Frage werden die auszugsweise Mitteilung des Vertrags durch Aḥmed Muḫtār vor der Großen Nationalversammlung im türkischen Text und deutscher Übersetzung sowie die Angaben Chatissians in der Revue des Études Arméniennes wiedergeben). — 177—94 H. Scheel, Die Sendung des polnischen Gesandten von Stadnicki an die Pforte (eine von Mordtmann in der Dresdner Staatsbibliothek gefundene Urkunde des Großwezirs Muḥsinzāde 'Abdullāh, die die Rekredentialien für den polnischen Gesandten von Stadnicki v. J. 1737 enthält, wird veröffentlicht nebst der zeitgenössischen lateinischen Übersetzung; vorausgeht eine Untersuchung über die durch die inneren Wirren in Polen und die internationale Politik höchst verwickelte Stellung Stadnickis). — 195—204 H. H. Figulla, Die Struktur des Verbums in den drawidischen Sprachen. — 205—18 Bibliographische Berichte (u. a. eine Analyse der Azhar-Zeitschrift Nūr al-Islām, Besprechung von 'Abbās Maḥmūd al-'Aqqād, Ibn-ar-Rūmī, eines Werkes über Probleme der Geschichte Ägyptens von Muḥ. 'Abdallāh 'Inān, der Dramatisierung von Meǧnūn und Lailā durch Aḥmed Šauqī, diese alle von G. Kampffmeyer). — Beigefügt sind dem Bande die Tafeln zu Fr. Babinger's in Bd. 34 erschienener Arbeit „Das Archiv des Bosniaken Osman Pascha".
R. H.

III. Afrikanische Studien:
1—85 D. Westermann, Guang-Texte in der Mundart der Landschaft Nkunya (52 Texte meist ethnographischen Inhalts zu des Verf. Werk „Die Sprache der Guang in Togo und auf der Goldküste", s. meine Besprechung OLZ 1923 Sp. 410f., mit Übersetzung und Anmerkungen). — 86—9 J. Sieber, Märchen der Kweli in Kamerun (6 Tex te mit Übersetzung). — 93—133 P. Wiegräbe, Di Wahl eines Oberhäuptlings in Ho, Togo (Ver handlungsprotokoll des Sekretärs eines der Thron anwärter aus dem Jahre 1928; Ewe-Text mit Über setzung). — 133—42 A. N. Tucker, Some Littl Known Dialects of SePedi (vergleichende Wort listen zur Veranschaulichung gewisser Lautverhält nisse mit Berücksichtigung des Urbantu). — 143—211 E. F. Vöhringer, Das Sippensystem der Twi au der Goldküste (lautliche Einleitung und Twi-Tex mit Übersetzung und Anmerkungen).
A. Klingenheben.

Modern Language Notes 48 1933:
3 148—9 H. B. Hinckley, The Grete Emetrius th King of Inde [Emetrius in Chaucer's „Knight Tale" identifiziert als Demetrius, Sohn des Euthy demus von Baktrien]. — 162—5 Gertrude Jaspa The Influence of Flaubert's Travels in the Orien on the Last Edition of *St. Antoine*. E. P. B.

Monde Oriental 24 1930:
1/2 1—56 O. Spies, Drei biographische Werke übe Ṣūfīs (die *Ḥilya* des Abū Nu'aim, *Ṣafwat aṣ-ṣafw* des Ibn al-Ǧauzī und *al-Muḫtār fī Manāḳib al-'Aḫyār* des Maǧdaddīn b. al-Aṯīr: Stambuler Hand schriften der Werke und genaue Inhaltsangabe — übrigens ist inzwischen Bd. I der *Ḥilya* in Kair im Druck erschienen, dem übrigens nur eine Hand schrift in Ḥaleb und eine in Kairo zugrundeliegen — 57—66 K. Rama Pesharoti, Śrī Śaṅkarācārya — from traditions (sucht aus der Malayāli Tradition die Grundlinien seines Lebens festzustellen). — 67—73 L. Mśériantz, Henri Brenner et ses étude arméniennes (über die fast verschollene Schrif Epitome commentariorum Moysis Armeni de origin et regibus Armenerum et Parthorum . . . cum noti . . . Henrici Brenneri, Stockholmiae 1723, die ältest teilweise Übersetzung und Verarbeitung von Mose von Khorene, die der Verf. nur auf der Preuß Staatsbibliothek fand, und ihren Verfasser). — 74—9 Arcangelo Carradori's Ditionario della lingua Ita liana e Nubiana, ed. by K. V. Zetterstéen, VI (di Buchstaben P und Q, Text und Anmerkungen). — 98—203 Comptes-rendus: aus der Fülle der Be sprechungen seien nur wenige besonders ausführlich und inhaltsreiche hervorgehoben: 113—30 *Kračkovskij-Festschrift, Leningrad 1930 (H. S. Nyberg) — 135—42 *P. Leander, Laut- und Formenlehre de Ägyptisch-aramäischen, Göteborg 1928 (H. S. Ny berg). — 143—9 *V. A. Kračkovskaja, Arabski nadgrobija, Leningrad 1929 (H. S. Nyberg). — 176—85 *L. Renou, Grammaire sanscrite, Paris 193 (J. Charpentier). R. H.

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. 1932:
3 214—28 W. Henning, Ein manichäischer kosmogonischer Hymnus. E. P. B.

The National Review 100 1933:
601 374—9 Han Fei, Sowing Dragon's Teeth [Manchurian Question]. — 387—92 K. K. Kawakami Jehol, Key to Manchookuo. — 403—7 K. Wooley Barter and Exchange in Ur. E. P. B.

Norsk Magazin f. Laegevetenskap 1930:
Dezember B. Ebbell, Den eldste beskrivelse av ileus (Eb. 25, 3—8; 52, 1—7).
1932:
August B. Ebbell, Traumatisk Emfysem omtalt i en gammel-egyptisk medisinsk papyrus (Pap. Smith 15, 20—16, 19). Wr.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr. — Für d. Anzeigenteil verantwortlich: Curt Kunze, Leipzig